

718 - Geheimmission der Frauen

von HANS KNEIFEL

Rund 120 Jahre nach dem Tage, da Terra und Luna die Flucht ergriffen und durch den Soltransmitter gingen, gibt es längst keine vereinte Menschheit mehr, und das künftige Schicksal der im Kosmos zersplitterten einzelnen Gruppen ist ebenso ungewiß wie das Schicksal Perry Rhodans und seines Raumschiffs SOL.

Das gilt sowohl für die in der Heimatgalaxis zurückgebliebenen Terraner und ihre Nachkommen als auch für die kosmischen Flüchtlinge und deren Nachkommen.

Die einen – abgesehen von den Menschen, die durch Lordadmiral Atlan und Julian Tifflor in die Dunkelwolke Provcon-Faust gebracht werden konnten – sind zu Sklaven der Laren und ihrer Handlanger, der Überschweren, geworden.

Die anderen, das heißt jene Terraner, die zusammen mit dem Heimatplaneten und seinem Trabanten den großen Sprung über eine halbe Unendlichkeit wagten, sind im Mahlstrom der Sterne zwar in Sicherheit vor der Macht des Konzils, aber sie gerieten dafür fast zur Gänze in den Bannkreis der Aphilie, die sie und ihre Kinder in Geschöpfe ohne einen Funken von Nächstenliebe verwandelt hat.

Ausgerechnet zum aphilischen Planeten Terra ist nun eine kleine Delegation unterwegs, die die Terraner um Hilfe für ihre eigene Welt ersuchen will. Die Delegation erfüllt die GEHEIMMISSION DER FRAUEN ...

Die Hauptpersonen des Romans:

Kernot Hildenbrandt - Ein Flottenoffizier, der in Perry Rhodans Auftrag handelt.

Marhola el Fataro, Terfy Heychen, Nano Balwore und Nayn-Taibary – Vier junge Frauen auf Mönnersuche.

Jocelyn, der Specht - Ein berüchtigter Outsider.

Roi Danton - Chef der "Organisation Guter Nachbar".

Reginald Bull - Das "schwarze Schaf" unter den Immunen.

1.

Sie wußten, daß es ein Flug in den Tod werden konnte.

Auf alle Fälle wurde es ein Vorstoß ins Unbekannte, ein Flug ins Risiko. Das Ziel war eine Welt, die nur noch in der Erinnerung oder in Aufzeichnungen existierte. Was immer die Insassen der fernflugtauglichen Jet dort finden würden - es war anders, als sie es sich vorgestellt hatten.

Das Ziel der Jet war die Erde. Der Planet, von dem aus sich die Menschen über einen Teil des Alls ergossen hatten.

Terra, eine Welt ohne Liebe, ohne Gefühle, eine Welt der menschlichen Kälte.

"Was werden wir finden? Ganz sicher nicht das, was wir suchen!" meinte Marhola el Fataro. Sie warf einen nachdenklichen Blick auf die Landschaft, die unter ihnen vorbeiglitt. Die Space-Jet strich im Steigflug darüber hinweg; es war, als zögerten die vier jungen Frauen, ihre Welt zu verlassen.

Die Landschaft war schön, sie lag im Licht der Nachmittagssonne. Aber in den Augen von Marhola, Terfy, Nano und Nayn strömte sie eine deprimierende Leere aus. Es war aber "ihre" Landschaft, ein Teil "ihres" Planeten. Die Leere, von den vier Abenteurerinnen festgestellt, war eindeutig psychologischer Natur. Eine besondere Art, die sich scheinbar nicht erklären ließ. Nur die vier Mädchen wußten, daß ein wichtiger Teil fehlte.

"Wissen wir genau, was wir suchen?" fragte Terfy zurück. Sie wußte, daß Ovarons Planet sehr erdähnlich war. Sie würden also, wenn sie auf Terra landeten, eine ähnliche Natur, eine ähnliche Landschaft wiederfinden.

"Wie lange werden wir brauchen?" "Wozu?" fragte Nayn kurz. "Um ein klares Ergebnis zu haben. Ihr müßt bedenken, daß wir lediglich theoretisches Wissen über die Zeitspanne seit der Landung besitzen."

Die Sonne Finder strahlte auf die lange, zerklüftete Küste herab. Die Linien verloren sich am gekrümmten Horizont. Von hier aus konnte man die Grenze zwischen den beiden Hauptkontinenten erkennen. Beide Kontinente zogen sich von Pol zu Pol, waren in ihrer Fläche aber unglaublich zerrissen von tiefen Fjorden, von Flußläufen und Mündungsdeltas, von Buchten in allen nur denkbaren Formen und Größen. Im Augenblick überflog die Jet, unverändert im Steigflug begriffen, den Axha-Ozean, ließ die hunderttausend Inseln hinter und unter sich. Der Ploshorkontinent war nicht mehr sichtbar, und langsam begannen die zweieinhalbtausend Einwohner dieses Planeten, genauer der einzigen, weit auseinandergezogenen Stadt Hildenbrandt, in der Bedeutung zu verblassen.

In Gedanken hatten die vier Teilnehmer dieses Fluges ins Ungewöhnliche, Unbekannte sich verabschiedet. Sie wußten nicht, ob sie jemals zurückkehren würden. Sie hofften es, sie waren einigermaßen ihres Erfolges sicher, aber sie kannten das Risiko sehr genau. "Eigentlich ist Ovarons Planet sehr

schön", sagte Nayn-Taibary versonnen. Sie lächelte entschuldigend, denn sie war sich darüber klar, daß sie eine Selbstverständlichkeit aussprach. "Aber auf ihm hätten Millionen Menschen Platz und Arbeit."

Nano Balwore fuhr mit ihren dunklen, langen Fingern durch ihr krauses Haar und lachte sarkastisch auf.

"Wenn es so weitergeht, werden es immer weniger statt mehr."

Die Geräusche blieben hinter dem Raumflugkörper zurück, als sie höher kletterten und in den Weltraum vorstießen. Der Flug, auf den sie sich lange vorbereitet hatten, begann. Die Jet, fünfunddreißig Meter Durchmesser, war ebenso vorbereitet und ausgerüstet. Eine schwierige Mission lag vor ihnen.

Etwas zwanzig Minuten später, als die Geschwindigkeit des Raumschiffs zugenommen hatte, sagte Marhola, die junge Frau mit dem Gesicht und dem Aussehen einer Pharaonentochter, plötzlich:

"Wir haben nicht den geringsten Grund, ängstlich zu sein. Wir sind hervorragend auf alles vorbereitet. Schließlich sind wir gewohnt, auf einer Welt zu leben, die eine Oberflächenschwerebeschleunigung von eins Komma siebzehn Gravos hat."

Terfy Heychen kontrollierte die Systeme der Jet und murmelte:

"Ich möchte wissen, was uns das nützen soll!"

"Es macht uns beweglicher und schneller. Auf Terra herrscht nur ein Gravo! Wir sind ihnen überlegen."

"Sicher. Wir sind vier, und die Terraner sind nur einige Milliarden. Es wird eine Kleinigkeit sein, unseren Auftrag schnell und sicher zu erledigen!" meinte die hochaufgeschossene Dunkelhäutige spöttisch. Terfy erklärte versöhnlich: "Warten wir es ab. Es wird sich alles zeigen!" Die Jet drang weiter in den Raum

vor. Die kleine, gelbe Sonne *Finder* strahlte auf, ungehindert durch eine Lufthülle hämmerten ihre Strahlen und ihr Licht gegen die Jet. Der zweite Planet dieses Systems, Ovarons Planet, blieb zurück und wurde zu einer riesigen Kugel, die mit wachsender Entfernung schrumpfte und kleiner wurde. Dreitausendvierhundertfünfzig Lichtjahre lagen zwischen Terra und Finder. Die anderen Planeten dieses Systems waren unbewohnbar und von Menschen nicht zu besiedeln, es sei denn, man würde sich in die Planetenkruste wühlen oder Schutzkuppeln aufstellen.

Wieder schwiegen die vier jungen Frauen und sahen zu, wie ihre Heimat zu einem weiteren Lichtpunkt zwischen den Sternen wurde. Der Stern *Medaillon*, die Sonne der Erde, lag weit voraus als ein Gestirn zweiter Ordnung. Schließlich meinte die älteste der Frauen, die zierliche, schwarzhaarige Nayn mit dem scharfen Verstand und den geschickten Fingern:

"Wenn wir weiterhin über Erfolg oder Mißerfolg der Mission reden, machen wir uns damit nur verrückt. Hören wir auf."

Keine der vier jungen Frauen hatte bewußte Erinnerungen an Terra. Sämtliche Informationen, über die sie verfügten, stammten von ihren Mittern oder aus den Geräten, die ihnen Major Kernot Hildenbrandt hinterlassen hatte. Was aber die vier Insassinnen der schweren Space-Jet auszeichnete, war eine herausfordernde Selbstsicherheit.

"Du hast recht. Wir werden Schritt um Schritt die Schwierigkeiten hinter uns bringen. Und bevor wir scheitern, können wir noch immer flüchten!" erklärte Marhola und warf trotzig ihr schwarzes Haar in den Nacken. Sie musterte einigermaßen verblüfft Terfy, die in diesem Augenblick einen siegessicheren Ausdruck zeigte.

"Warum tust du so, als wären wir bereits wieder nach unserem großen Erfolg auf dem Rückflug?" erkundigte sie sich verwundert.

"Weil wir Frauen sind!" verkündete Terfy lachend. "Und dort, wo Männer regieren, sind Frauen unter bestimmten Umständen schon immer siegreich gewesen!"

"Unter Umständen!" flüsterte Nayn unsicher.

Die Mathelogikerin Nano Balwore, einundvierzig Jahre alt und mit der überschlanen Figur eines Massaimädchens, sagte scharf:

"Benehmt euch nicht wie terranische Gänse! Ich jedenfalls habe vor, meinen Teil der Mission ohne alle Emotionen durchzuführen. Was getan werden muß, wird getan! Und zwar mit kühlem Verstand und ohne sonderlich große Rücksichtnahme. Denkt bitte daran, daß wir nicht die Zustände auf Terra finden, die es gab, als der Planet noch um seine eigene Sonne kreiste."

"Du hast recht", gab Nayn zu. "Weiblichkeit oder Charme werden uns nicht helfen können!"

"Wahrscheinlich nicht."

Sie alle waren auf Ovarons Planet aufgewachsen. Vor vierzig Jahren landeten dort vorn, auf der mit dem schwarzen Hintergrund verschwimmenden blauen Insel die zwei riesigen Transporter und luden die Passagiere, die Roboter, die Maschinen und die Materialien aus. Aber die von allen sehnsüchtig erwarteten Transporter kamen niemals wieder. Frauen, Kinder und Mädchen und die wenigen Männer hatten lernen müssen, mit allen Schwierigkeiten fertig zu werden. Sie hatten es geschafft, aber die Leere dieser Welt bedrohte deren Fortbestand. Deshalb waren sie aufgebrochen. Sie mußten die Drohung abwenden, ehe es zu spät war. Die Geschichte des Planeten und

ihre eigene Geschichte waren nicht älter als vier Jahrzehnte. Die vierzig Jahre hatten damals begonnen, als sich die Katastrophe abzeichnen begann. Damals ... bevor Rhodan entmachtet wurde, bevor er mit der SOL flüchten mußte. Er verließ die Erde, auf der die Aphlie sich ausbreitete wie ein grassierendes Fieber, wie eine Seuche des Geistes. Und mit Rhodan zusammen waren viele andere Männer geflüchtet.

Männer...!

Die schwere Space-Jet ging in den Linearraum und verschwand von den Schirmen der kleinen Ortungsstation auf Ovarons Planet. Dreieinhalbtausend Lichtjahre lagen zwischen den vier mutigen Frauen und ihrem Ziel.

Und vier Jahrzehnte, in denen sich so unendlich viel geändert hatte.

*

Es gab heute, vierzig Jahre nach der Landung auf Ovarons Planet, keinen Menschen, der sich an die Wochen vor dem Start der LISSABON und der beiden Riesentransporter erinnern konnte.

'Major Hildenbrandt war irgendwo, verschollen wie die SOL und die Menschen, die mit Rhodan geflüchtet waren.

Auch die LISSABON, das Begleitschiff, war verschwunden.

Wie auch die Mutanten und die Mehrzahl der Aktivatorträger, von denen weder die vier jungen Frauen noch sonst jemand auf Ovarons Planet wußten, wo sie sich befanden. Lebten sie noch? Lebte Rhodan noch?

Niemand erinnerte sich an die Szenen in Terrania City und an vielen anderen Orten der Erde vor dem großen Sprung, der den Planeten in den Mahlstrom und endlich in die Umlaufbahn der verderblichen Sonne gebracht hatte.

Vor vierzig Jahren und ein paar Wochen... damals...

*

Rhodan saß hinter der Platte seines übersäten Schreibtischs, stützte den Kopf in beide Hände und musterte den großen, schlanken Mann, der vor ihm stand. Schließlich sagte Rhodan mit einer Stimme, die seine hoffnungslose Laune erkennen ließ:

"Nehmen Sie Platz, Major!"

Der Mann, der sein weißes Haar im Stil Atlans trug, setzte sich in den schweren Sessel, der für wichtige Besucher und Freunde reserviert war.

"Sie haben mich holen lassen, Sir? Ich nehme an, es ist wichtig. Was liegt an?"

Rhodan blickte in die stahlgrauen Augen unter den buschigen, weißen Brauen. Er murmelte:

"Ich ließ Sie rufen, Kernot. Ich weiß nicht, ob es wichtig ist, aber es ist immerhin ein Versuch. Sie sind Chef der LISSABON, richtig?"

"Richtig, Sir. Zweieinhalb hundert Meter Durchmesser, bestens intakt, startfertig. Bemannt mit Leuten, die nicht der Aphilie unterlegen sind ... bis jetzt."

Rhodan nickte und entgegnete:

"Was bedeutet, daß Schnelligkeit ein wichtiger Faktor ist. Hören Sie gut zu, Hildenbrandt! Ich habe vor einigen Tagen das Projekt 'Lady Emotion' gestartet. Können Sie sich etwas darunter vorstellen?"

Hildenbrandt schüttelte den Kopf. Seine schlanken Finger zogen eine Zigarette aus der Brusttasche der Uniform und zündeten sie an. Sein Gesicht war braungebrannt; die hellen Brauen und die grauen Augen standen in einem bemerkenswerten Gegensatz dazu. Tiefe Kerben zogen sich um die Augen und um den Mund. Hildenbrandt war ein sechzigjähriger Mann, bedächtig und scheinbar langsam, aber er reagierte ohne großen Aufwand an Gesten und Ausdruck. Jetzt konzentrierte er sich auf Rhodans Eröffnungen.

"Ich habe beschlossen, möglichst viele Menschen auszusiedeln. Wir alle wissen, wohin die Entwicklung treibt. Ich bin so gut wie machtlos, das wissen Sie. Aber bis zum Start der SOL werde ich tun, was ich kann. Zum Projekt: Sie haben die beiden Transportraumer gesehen?"

"Ja. Sie sind schlechterdings kaum zu übersehen."

"Sie haben auch bemerkt, daß alle möglichen Ausrüstungsgegenstände verladen werden."

"Und mich gewundert", schränkte Kernot ein, "daß die Arbeiten noch nicht von unseren Freunden, den Aphilen, gestoppt worden sind."

"Ich habe mehr Verbündete, als man glaubt", sagte Rhodan und lächelte kurz. "Wir planen, so viele Kinder und Mädchen und Frauen an Bord der Schiffe zu bringen, wie nur gerade möglich. Wenn die Schiffe auf Fahrt gehen, werden Sie Begleitschutz fliegen?"

Hildenbrandt lachte kurz auf.

"Selbstverständlich. Das Ziel?"

"Ovarons Planet, Kernot."

"Ich verstehe."

Als man versuchte, die Lage der Erde im Mahlstrom festzustellen, hatten die ausschwärmenden Schiffe viele Sonnen und Planeten entdeckt, in den verschiedensten Entfernungen. Eine der Sonnen hatte den Namen Finder bekommen, und der erdähnliche zweite Planet war von Rhodan im Andenken an seinen Freund Ovaron benannt worden. Natürlich kannte Hildenbrandt die betreffenden Daten und Koordinaten.

"Wie weit ist das Projekt gediehen, Sir?" erkundigte sich Hildenbrandt ruhig.

"Wir sind mitten drin. Ich habe alle Mutanten eingesetzt, und alles, was

mir noch hilft, arbeitet pausenlos. Es ist allerdings alles andere als einfach."

"Das wissen wir, Sir."

Jeder Mensch, gleich welchen Alters und wo auch immer, der noch im Sinn von Rhodans Definition "normal" war, hatte es in der Welt des Jahres 3540 schwer. Die Aphilie breitete sich aus. Das

Reservoir an Liebesfähigkeit schmolz dahin unter dem Licht der Sonne Medaillon. Vom Standpunkt der *Normalen* war die Mehrheit der Menschen krank - und vom Standpunkt der Kranken waren es die anderen. Der Standpunkt der wirklich Kranken, die ihre Liebesfähigkeit eingebüßt hatten, war in gewisser Weise verständlich; die Krankheit machte es ihnen unmöglich, ihren wahren Zustand zu erkennen. Wie immer es war - sie versuchten jeden, der nicht so war wie sie, aus ihrer Gesellschaft auszuschließen. Sie taten dies mit radikalen Methoden. Und in ganz kurzer Zeit würden sie über so viel Macht verfügen, daß auch der Großadministrator nichts mehr tun konnte. Aber noch war er in der Lage, zu handeln.

"Wir haben schon eine Menge Menschen gerettet, die nicht unter dem Waringereffekt litten. Inzwischen suchen kleine Mutantenkommandos überall auf der Erde nach möglichst intakten Familien, um sie in Sicherheit zu bringen."

"Die Konsequenzen der Entwicklung sind klar zu überschauen, Sir", sagte der Major knapp. "Ich kenne sie ebenso gut wie jeder andere. Verraten Sie mir mehr über die Zielsetzung von Projekt Lady Emotion?"

"Gern."

Rhodan erklärte in konzentrierter Form, was er zu tun beabsichtigte. Schon jetzt füllten sich die Schiffe mit Menschen. Der Planet, auf dem sie sich vorübergehend oder auch länger verbergen sollten, stand dreieinhalb tausend Lichtjahre von der Erde entfernt. Noch waren die Aphilen nicht stark genug, um Rhodans Aktion aufhalten zu können.

"Soviel darüber. Ich habe keine Zeit mehr, um mich um alles selbst zu kümmern. Wenn die Schiffe gefüllt sind, werden sie nach Ovarons Planet starten. Das Ziel ist absolut geheimzuhalten, das gilt auch für Sie. Sie werden Geleitschutz fliegen und den Frauen nach der Landung jeden Schutz geben, den sie brauchen, ebenso jede Art von technischer Hilfe.

Nachdem sich die Leute dort einigermaßen wohnlich eingerichtet haben, kommen Sie zurück. Falls sich die Verhältnisse hier dramatisch zugespitzt haben sollten, bekommen Sie ein Ausweichziel. Helfen Sie uns, Major?"

Langsam stand Kernot auf und drückte den Zigarettenrest aus.

"Selbstverständlich, Sir. Kommen die Besatzungen der Frachter zurecht, oder sollen wir ihnen helfen?"

"Tun Sie, was Sie können, Major."

Hildenbrandt erkannte, welche Hilfeleistung Rhodan benötigte. Er überlegte einige Sekunden und meinte dann:

"Die beiden Schiffe werden mit Kindern und Frauen gefüllt sein. Aber wie steht es mit den Männern?"

"Das ist mein nächstes Projekt. Es wird gestartet, wenn die beiden Transporter zurück sind."

"Das Ziel ist ebenfalls Finders Planet?"

"Selbstverständlich. Wir wollen die Familien ja nicht auseinanderreißen. Ich überlasse alles Ihnen und den Leuten, die auf dem Raumhafen wissen, worum es geht, Major Hildenbrandt. Ich brauche nicht zu betonen, was von Ihnen abhängt."

Die Männer schüttelten sich die Hände. Mit langen Schritten verließ Hildenbrandt das Büro und fuhr zurück zum Raumhafen, wo sein Schiff und seine Mannschaft warteten.

*

Der Gleiter bremste langsam. Doktor el Fataro, ein mehr als fünfzigjähriger Mann, schaltete die Maschinen aus und drehte sich im Sitz halb herum. Vor dem Gleiter ragte die Schale des Transporters hoch. Dicke weiße Wolken zogen über den grünlichgelben Himmel über dem Raumhafen. "Ich komme nicht mit ins Schiff", sagte der Doktor leise. "Sie holen dich ab. Dort kommen sie schon."

Vor wenigen Stunden war Ras Tschubai plötzlich in ihrer Wohnung aufgetaucht. Er hatte ihnen erklärt, was geschehen würde, wenn sie noch länger in Terrania City blieben. Fast spontan hatte Aleah el Fataro zugesagt, die Erde zu verlassen. Die Alternative, die ihnen Tschubai klargemacht hatte, war unannehmbar. Sie lief auf Selbstmord hinaus.

"Du wirst unsere Tochter auf Ovarons Planet zur Welt bringen!" sagte Ahmid.

"In sieben Monaten."

Ahmid, der darauf wartete, seinen neuen wissenschaftlichen Grad zu erwerben, wußte nicht genau, was ihn hier erwartete. Er war ziemlich sicher, entweder in der näheren Umgebung Roi Dantons oder in der SÖL Rhodans eine gute Stellung und eine Aufgabe zu finden, die ihm zusagte. Aber er konnte ebenso damit rechnen, seiner Frau nachzufolgen. Er beherrschte sich und zeigte keine Gefühle.

"Alles, was wir haben, bleibt hier zurück!" sagte sie leise. "Ich weiß nicht, was ich denken soll!"

Ein zweiter Gleiter hielt hinter ihnen. Robotwagen kamen herangesurrt, und die Mannschaften des Frachters halfen, Gepäckstücke auf die Plattformen zu verladen. Ahmid

winkte die Helfer zurück und grinste schief. Er zerrte an seinem Schnurrbart und murmelte:

"Verdammt! Sei froh, daß wir alles zurücklassen. Das Schiff ist voller Ausrüstung. Die wichtigsten Sachen haben wir eingepackt. Du bist kein Flüchtling, Aleah!"

"Ich weiß!"

Ahmid legte seinen Arm um Aleahs Schultern. Er zog seine Frau an sich und küßte sie. Er wußte, daß sie in Sicherheit gebracht würde, aber ebenso genau wußte er auch, daß sie für unbestimmte Zeit getrennt wurden. Beide freuten sich auf das Kind; er war aus völlig unerklärlichen Gründen davon überzeugt, daß es eine Tochter werden würde.

"Du weißt", sagte er halb ernst und halb scherzhaft, "daß es eine Tochter werden wird."

Aleah lachte kurz und schmiegte sich an ihn. "Du wirst sehen, es wird ein Sohn!"

Werde ich es sehen? Wann? Wie? dachte er.

"Jedenfalls haben wir uns geeinigt", meinte Ahmid, "daß es eine Tochter wird. Und sie wird auf Ovarons Planet geboren. Wir nennen sie Marhola, ja?"

"Natürlich!" antwortete sie.

Ahmid öffnete die Tür, ging um den Gleiter herum und half seiner Frau heraus. Er verlud das Gepäck auf den Robotwagen und ging dann mit Aleah zusammen auf die Rampe zu.

"Du kommst nach?" flüsterte sie neben seinem Ohr, als sie sich zum letztenmal umarmten.

"Bei der ersten Gelegenheit, die ich habe!" versprach er. "Schau, das ganze Schiff ist voller Mädchen, Frauen und Kinder. Sie haben die gleichen Probleme wie wir."

"Natürlich", sagte Aleah. "Machen wir es uns nicht noch schwerer, Ahmid. Geh zurück zu Danton und Rhodan."

"Ja. Geh ins Schiff. Ich weiß, daß wir uns wiedersehen!"

Er blieb lange stehen und sah ihr nach, wie sie zusammen mit anderen Frauen die Rampe hochging und in der gelben Helligkeit der Schleuse verschwand. Dann drehte sich Ahmid el Fataro herum und ging zum Gleiter zurück. Er fühlte sich krank.

*

Über zweitausend Frauen und Kinder waren an Bord der beiden Transporter, als sie von Terra starteten. Die LISSABON, deren Besatzung sich rührend um die Insassinnen der Großschiffe gekümmert hatte, startete kurz danach und begleitete die Schiffe über die gesamte Distanz bis zur Landung auf dem neuen Planeten.

Langsam schälten sich die goldenen und grünen, blauen und weißen Formen des neuen, leeren Planeten aus der Schwärze des Alls.

Ovarons Planet besaß einen Polzu-Pol-Durchmesser von 12 918 Kilometern, die Schwerkraft war um fast ein Fünftel höher als die Terras. In den südlichen Graden war die mittlere Tagestemperatur etwas geringer als vierzig Grad Celsius, und die Rotation von Ovarons Planet betrug sechs Minuten weniger als dreißig Stunden.

Es war ein herrlicher, reicher Planet.

Die Schiffe senkten sich, nachdem der Schwere Kreuzer einige Inspektionsrunden geflogen war, langsam in die Atmosphäre des Planeten. Es gab kaum eine einzige Frau, die nicht vor dem Schirm des Interkoms saß und die Bilder gespannt, ängstlich oder begeistert in sich aufnahm. Die gesamte Skala menschlicher Empfindungen wurde deutlich, als Kilometer um Kilometer zurückgelegt wurde.

Der Axha-Ozean wurde überflo-

gen, das riesige Gewirr der hunderttausend Inseln, dann tauchte der Rand des Ploshor-Kontinents auf. Der Kreuzer schoß von rechts heran, kreuzte die Flugbahnen der beiden Transporter und steuerte langsam auf den Landepunkt zu.

Major Kernot Hildenbrandt hatte sämtliche Aktivitäten, den Landeplatz und das Vorgehen mit Rhodan und den Kommandanten der beiden Frachter abgesprochen. Die drei Schiffe steuerten den schönsten, klimatisch günstigsten und taktisch klügsten Punkt an, nämlich ein Gelände zwischen den Stränden des Axha-Ozeans und der Sierra-Bergkette im Hinterland. Die zukünftige Siedlung würde auf dem Ploshor-Kontinent liegen, zentral und doch hervorragend und schön.

Die Schiffe landeten im Kern der projektierten Siedlung.

Für die Dauer der Bauzeit würden die Schiffskabinen eine Art riesiges Hotel sein, und gleichzeitig leerten sich die Laderäume. Als die Maschinen schwiegen und die aufgescheuchten Tiere sich wieder beruhigt hatten, verließ Hildenbrandt sein Schiff.

"Die Pläne sind hervorragend", sagte er bewundernd. "Wir werden das Zentrum in

Rekordgeschwindigkeit errichten."

Die Schiffe standen abseits, und schon jetzt wurden die Maschinen und die Heere der Roboter ausgeschleust. Die Arbeit begann.

*

Mehr als zweitausend Frauen ...

Eine Menge Kinder, Heranwachsende beiderlei Geschlechts, die Bedienungsmannschaften, die Roboter, die Maschinen, die Besatzungen von drei Schiffen und nicht zuletzt die Mediziner, die immer mehr Entbindungen hatten, je länger die Arbeiten fortschritten.

Die Kanalisation wurde gebaut, die Atomkraftwerke - zwei Riesengeräte, die mit ihrer Kapazität eine hundertmal so große Stadt versorgen können und nur mit Teillast liefen - eingerichtet, die zahllosen Versorgungseinrichtungen des Stadtkerns wurden ausgehoben, eingebaut, wieder mit Erdreich zugeschüttet. Gebäude aus Fertigteilen, praktisch unzerstörbar, wuchsen Meter um Meter höher.

Wochen und Monate vergingen.

Die letzten Bauten der im Augenblick ringförmigen Stadt wurden errichtet. Es waren kleinere Häuser, die an den sternförmig aus dem Kern hinausführenden Gleiterpisten lagen. Im Stadtkern waren bereits wieder neue Grünflächen entstanden, als die letzten Bauten fertig waren, die Häuser und die halb versteckten Fabrikationsstätten an der Peripherie.

Alle Kinder waren geboren.

Mehr als zweieinhalbtausend Personen bewohnten die Stadt jetzt, nicht eingerechnet die Schiffsmannschaften.

Und dann, eines Tages, starteten nacheinander die drei Schiffe.

Niemand konnte den Frauen sagen, wann die Transporter mit ihren Freunden und Ehepartnern kommen würden, oder einfach mit Männern, die willens und in der Lage waren, Familien zu gründen und den Planeten zu besiedeln. Die Frauen mußten fast alle diejenigen Arbeiten übernehmen, die eigentlich den Männern zugedacht waren.

Und weitere neununddreißig Jahre vergingen...

*

Nano Balwore stützte sich auf das Geländer und blickte hinunter auf die Stadt, auf den Strand mit seinen weißen Brandungswogen und auf den weißen Kreis des kleinen Raumhafens.

"Ich werde es niemals verstehen, warum unsere Mütter den Stadtkern nicht mögen", sagte sie.

"Oder genauer: warum sie sich vor Jahren am Rand der Stadt eigene Häuser gebaut haben. Hier ist alles viel bequemer, gesünder, leichter und vor allem logischer."

Nano war heute, einige Tage vor dem Start zu den ersten Probeflügen, gut vierzig Jahre alt.

Für eine terranische junge Frau, deren Lebenserwartung mehr als eineinhalb Jahrhunderte betrug, konnte man sie unbedenklich als junges Mädchen bezeichnen. Groß, fast zu schlank, mit einem schmalen Gesicht und riesigen Augen, wirkte sie nervös, schnell und sicher. Der Eindruck täuschte nur zum Teil - sie war so, aber ihre schmale Nase, bestimmte Gesten und Wortwendungen deuteten darauf hin, daß man sie irgendwie immer mit Begriffen wie *Exaktheit*, *Logik*,

Mathematik identifizieren hatte müssen.

Sie war tatsächlich Mathelogikerin, aber gleichzeitig jahrelang Meisterin in nahezu allen Sparten der Leichtathletik gewesen.

"Ich kann es dir sagen, Nano!" erwiderte Nayn Taibary. "Unsere Mütter hatten Sorgen. Nicht nur wegen der fehlenden Männer, sondern auch mit den latenten Aphilikern, die hier plötzlich krank wurden. Lies in der Chronik nach! Einige Jahre lang verwandelte sich der innerste Bezirk in eine Art Kampfplatz."

"Du magst recht haben. Ich ziehe es jedenfalls vor, im Kern zu wohnen."

Sie standen auf dem Dachgeschoß des höchsten Bauwerks der Stadt, die sie nach ihrem besten Helfer benannt hatten. Unter ihnen breitete sich Hildenbrandt City aus, in ihrer ganzen Schönheit. Und dort drüben stand auch die Jet, mit der sie in einigen Monaten zu der gefährlichen Mission starten würden.

"Da hast du deine Computer bei dir!" lachte Nayn. Sie bildete einen krassen Gegensatz zu Nano. Ihr pechschwarzes, kurz geschnittenes Haar umrahmte ein schmales, kleines Gesicht, das nur aus elfenbeinern schimmernder Haut, einem gutgeschnittenen Mund und großen Augen zu bestehen schien. Niemand würde ihr angesehen haben, daß sie eine der besten Medizinerinnen des Planeten und Ressortchef in der Regierung von Ovarons Planet war.

Erst dreieinhalb Jahre alt war sie bei der Landung gewesen. Wie alle anderen Frauen hatte die größere Schwerkraft eine Art Dauertraining bewirkt, und die Auseinandersetzung mit der Natur und den Widrigkeiten dieses kleinen Gemeinwesens hatte auch bei Nayn eine Steigerung aller körperlichen und geistigen Aktivitäten bewirkt.

Sie war jemandem, der unter normaler Schwerkraft aufgewachsen war, hoch überlegen.

Aber ihr Wesen war keineswegs auf Kampf und Auseinandersetzung ausgerichtet. Sie verkörperte sowohl in der Regierung das ausgleichende Element, wie auch in der Mannschaft der Jet. Sie würde dort handeln, wo Gegensätze aufeinanderprallten, gleich welcher Art sie waren. Auch sie blickte nachdenklich hinüber zu dem kleinen Raumschiff und dachte an die ferne Erde.

"Unsere Väter ... werden wir sie finden? Werden wir überhaupt Möglichkeiten bekommen, sie zu suchen?" fragte sie in den warmen Wind hinein, der durch ihr Haar fuhr und den Geruch nach Meer und Algen mit sich brachte.

"Ich weiß nicht mehr über die Erde als du. Und keine von uns vier weiß, wie die Erde heute ist. Wir müssen das Schlimmste annehmen, Nano!"

Sie blickten sich ernst und schweigend an. Ja, sie erwarteten das Schlimmste.

Das erste Zeichen, das wohl niemand falsch gedeutet hatte, war das Ausbleiben der Schiffe gewesen. Kernot Hildenbrandt hatte sein Ehrenwort verpfändet, sobald wie möglich zurückzukommen. Das betreffende Videoband lag in der Stadtchronik. Die Kinder waren aufgewachsen, ohne daß jemand auf Ovarons Planet gelandet war. Die Frauen hatten vierzig Jahre auf ihre Männer, die damals jungen Mädchen hatten auf ihre Freunde gewartet. Umsonst. Niemand war gekommen. Bis zum heutigen Tage nicht.

"Wir sind alle darauf vorbereitet, das Schlimmste anzunehmen und vorzufinden", erklärte Nano entschlossen.

Nach dem langen Warten hatten mehr und mehr Frauen mit ihren Kindern das Stadtzentrum verlassen.

Sie hatten kleine Häuser gebaut, hatten zu jagen angefangen und Felder bestellt. Heute umgab ein lockerer Ring von Blockhäusern, versteckt unter Bäumen, umgeben von Büschen und Holzzäunen, den Stadtkern aus Stahl, Glas und Plastik. Aber noch immer funktionierte der Kern. Viele der jungen Mädchen - von fünfzehn bis vierzig Jahren waren es junge Mädchen, denn in diesen Jahren war, nicht nur die Jugend länger, sondern auch die Lebenserwartung höher - besiedelten die Wohnungen im Kern von Hildenbrandt City. Sie fanden die Art, wie ihre Mütter ihr Leben nach der großen Enttäuschung gestaltet hatten, nicht richtig.

"Wann kommen Terfy und Marhola?" fragte Nayn.

"Ich warte auf sie. Wir sind hier verabredet, weißt du!" erklärte die Dunkelhäutige. "Ich dachte es."

Beide, Nano und Nayn, erkannten das Problem von Ovarons Planet sehr genau. Es war hier kein direktes

Matriarchat entstanden, denn dazu hätten sie Männer gebraucht. Aber zwischen dem tropischen Urwald, der Sierra und dem Meer war eine separierte und isolierte Gesellschaft von Frauen entstanden. Die Aphilen, deren Krankheit hier ausgebrochen war, gab es nicht mehr. Die einzelnen Farmhäuser ließen erkennen, daß sich jede Familie einigelte, sich selbst versorgte, sich in eine Scheinwelt flüchtete. Die Stadt mit ihren automatischen Versorgungseinheiten wurde von der Mehrheit der Bewohnerinnen nicht mehr benutzt.

"Nano", sagte Nayn leise. "Ich weiß, ich stelle die Frage schon zum hundertstenmal. Wird uns jemand auf der Erde helfen, die Krankheit zu bekämpfen?"

"Rechne lieber nicht damit!" sagte die Mathematikerin hart. "Niemand wird uns helfen. Und wir werden auch niemandem unsere Adresse geben."

War die Erde noch aphilisch? Galten noch die Berichte, die von Hildenbrandt und den Älteren stammten?

Auf Ovarons Planet hatte eine unerklärliche Krankheit alle männlichen Kinder umgebracht. Die Ärztin selbst wußte nicht, ob es ein Virus oder Mord gewesen war. Alle dachten, daß es Casira Falanga gewesen war, eine latente Aphile, deren Krankheit erst einige Jahre nach der Landung offen ausgebrochen war. Sie lebte lange als "Normale" auf diesem Planeten, und als man sie entlarven konnte, war es zu spät. Es gab auf dieser Welt nicht einen Mann mehr.

Der letzte war vor drei Jahren gestorben.

"Nein. Sie werden nicht erfahren, woher wir kommen. Wo stecken nur die beiden anderen?"

Marhola war die gewählte Regierungschefin von Ovarons Planet, Terfy war Mitglied der

Regierung,

ebenfalls gehörte Nayn der Regierung an. Es bedeutete nichts mehr und nichts weniger, als daß die wichtigsten Personen des Planeten auf die wichtigste Mission geschickt wurden.

"Dort kommen sie! Ich kann den Gleiter sehen."

Der Gleiter mit den beiden Mädchen näherte sich dem Stadtzentrum vom Strand her. Von hier oben sahen sie deutlich das lange, schwarze Haar Marholas und die noch längere Mähne Terfys. Sie würden jetzt wieder mit dem Training weitermachen.

*

Nach Abschluß des langen, intensiven Trainings starteten sie. Auch wenn sich nur ein paar Gruppen von Frauen und fast erwachsenen Kindern am Raumhafen einfanden und ihnen mehr lustlos als begeistert winkten, waren die Gedanken aller Bewohner von Ovarons Planet bei ihnen.

Sie flogen so gut, wie sie es gelernt hatten.

Ihre Reise verlief ohne jeden Zwischenfall. Das Raumschiff, das ihnen Major Hildenbrandt überlassen hatte, funktionierte wie ein Uhrwerk. Sie brachten es fertig, die genauen Koordinaten zu bestimmen und einen exakten Kurs zu fliegen, der sie in der Nähe der Erde aus dem Linearraum herausbrachte.

Und jetzt begannen die Gefahren.

Am dreißigsten August des Jahres 3580, ziemlich genau vierzig Jahre nach dem Aufbruch der drei Schiffe nach Ovarons Planet, erblickten die vier jungen Frauen die Erde und den Mond, die um Medaillon kreisten.

Und auf den Schirmen der Ortung zeichneten sich deutlich die Echos der Wachsiffe ab, die um den Planeten kreisten.

"Nano!" erklärte Terfy. "Du bist der beste Pilot von Ovarons Planet

Übernimm die Steuerung."

Nano Balwore lächelte kühl. Sie setzte sich in den schweren Kontursitz, schloß die Gurte und bereitete sich darauf vor, den Kordon der Schiffe zu durchbrechen.

Marhola kippte einen Schalter; die Funkgeräte wurden aktiviert.

"Wir geben uns einfach als ein Erdschiff aus!" sagte sie ohne viel Hoffnung. "Und wir finden sicher eine Ausrede, wenn sie uns fragen."

"Illusionistin!" flüsterte Nayn-Taibary.

Die Space-Jet beschleunigte wieder und flog auf geradem Kurs der Erde entgegen.

2.

Zwanzig Minuten später erfaßte die erste Nahortungsstation die Jet und rief sie an. Die Mädchen zuckten zusammen, als die Robotstimme aus den Lautsprechern knarrte.

"Identifikation. Ziel und Start des Fluges, Zweck und Hafen."

Kaltblütig erwiderte Nano:

"Patrouillenboot Alpha Siebenundneunzig. Spezialwachauftrag über Luna. Wir steuern Terrania City an."

Sie schwitzte, ihre Finger zitterten, denn sie wußte nicht, ob diese Antwort richtig war. Lange Sekunden vergingen. Auf dem Ortungsschirm erfolgten langsame Bewegungen großer Schiffe im Orbit der Erde. Ununterbrochen wurden zwischen den Einheiten schnelle Funksprüche gewechselt. Dann, nach einer Ewigkeit des Wartens, sagte die Stimme:

"In Ordnung. Sie sind angemeldet. Verlassen Sie den Einflugkorridor nicht!"

Schweigend warf Nano einen langen Blick auf Marhola. Die Jet schoß vorwärts. Die murmelnden Stimmen im Hintergrund schienen darauf schließen zu lassen, daß auf der Erde irgend etwas geschehen war, ein Zwischenfall ernster Natur.

"Reginald Bull", war zu hören. "... plötzliche Erkrankung ... Flucht. Wird von sämtlichen staatserhaltenden Kräften verfolgt... gewaltige Schlacht der Roboter. Die Kranken..."

Marhola sagte leise und nachdenklich:

"Krankheit. Flucht. Das bedeutet nach meiner Meinung, daß es noch immer die Trennung von Gesunden und Kranken ist. Denkt an die Bänder, die uns Hildenbrandt hinterlassen hat. Aber wer ist damit gemeint? Sind die Kranken die Aphiliker?"

"Oder sind es die Normalen? Bezeichnen sie uns als Kranke?" rätselte Terfy Heychen. Ratlosigkeit breitete sich aus, während die Jet einige Wachtschiffe passierte und in die Lufthülle Terras einflog. Das gelbe Licht der Sonne wurde langsam grünlich.

"Wo landen wir?"

"Möglichst versteckt, natürlich. Wir dürfen nicht gesehen werden!"

"Also weit weg von bewohnten Gebieten!" sagte Nayn. "Urwald, eine Insel, ein Gebirge?"

"Befragen wir unsere Instrumente."

Sie kannten jede einzelne Oberflächenansicht der Erde - aber nur aus Karten. Sie wußten, wo sich Städte befanden, welche Gegenden menschenleer waren - aber das war der Stand vor fast einem halben Jahrhundert gewesen. Jetzt sahen sie unter sich den Nordpol. Sie steuerten die eisigen Weiten des nördlichen Alaska an und flogen in großer Höhe südwärts. Der nordamerikanische Kontinent tauchte unter ihnen auf.

"Ich schlage Südamerika vor. Der Amazonasurwald!" warf Terfy ein. "Dort können wir uns jahrelang verbergen."

"Unsinn!" meinte Nano barsch. "Wir brauchen Zugang zu Kommuni-

kationseinrichtungen. Sehen wir uns die Karibik an. Oder meinetwegen die Bahamas."

"Auch eine Möglichkeit!"

Die Jet verließ in einer scharfen Kurve den Flugkorridor. Die Funksprüche, im Augenblick zwischen dem System der Bodenstationen und der Raumschiffe, wurden deutlicher und verständlicher. Jetzt verstanden die vier Frauen, daß die Aufmerksamkeit der Menschen abgelenkt war. Es schien vor kurzer Zeit der Höhepunkt einer gewaltigen Roboterschlacht stattgefunden zu haben. Reginald Bull - auch ein Begriff aus der Vergangenheit - war geflüchtet, nachdem er krank geworden war. Hin und wieder tauchte der Name Rhodan auf, und ausnahmslos wurde er als Kranker und Wahnsinniger bezeichnet. Nach einigen Minuten drehte sich Marhola um und sagte fast erleichtert:

"Jetzt wissen wir es! Die Erde ist nach wie vor aphilisch! Denn wir wissen, daß Rhodan normal ist. Wenn sie ihn als Kranken bezeichnen, dann müssen sie alle aphilisch geworden sein."

Sie wußten, daß sie nach der Landung die Rolle von "normalen" Erdenbürgerinnen spielen mußten. Sie mußten versuchen, nicht aufzufallen. Das bedeutete, daß sie sich in Aphilikerinnen verwandeln mußten. Die Probleme, die auf die Mädchen zukamen, erschienen ihnen gigantisch.

Auf den Schirmen zeichneten sich, je tiefer die Jet ging, desto deutlicher die Städte und die Energieemissionen ab. Endlich tauchte das Meer auf, die gerundete, von Inseln durchsetzte Fläche der Karibischen See. Wieder ging die Jet tiefer. Sie stieß jetzt mitten in die dichten, weißen Wolken. Das fremde Licht begann intensiver zu werden. Sie erwarteten jeden Augenblick einen weiteren Anruf oder ein Schiff, das sie verfolgte. Aber die Sekunden und die Minuten vergingen ohne jeden Zwischenfall.

"Vielleicht haben wir tatsächlich Glück!" wisperte Nayn und blickte von einem Testschirm zum anderen. Weit voraus zeichnete sich eine Insel ab, die wenig bewohnt zu sein schien.

"Sollen wir es riskieren?" fragte Nano und deutete auf das perspektivisch gekippte Bild.

"Ich bin dafür. Finde einen guten Landeplatz!"

Die Jet ging in schnellem Flug tiefer, durchstieß die Wolkenschicht und befand sich jetzt über dem freien Meer. Unter ihr tauchten die Strukturen der Wellen und der Sonnenreflexe auf. Kein Schiff war zu sehen. In einer Höhe von nur hundert Metern über dem Wasser raste die Jet jetzt nach Südosten und steuerte direkt auf die längliche Insel zu. Die Analyse ergab nur geringe Energieausstrahlung, viel Chlorophyll und so gut wie keinen Funkverkehr.

"Wenn es nicht der richtige Platz ist, können wir wieder starten", meinte die Pilotin und zog das Kleinraumschiff hoch. Jetzt schob sich hinter einem Dreieck aus weißer Brandung die Insel aus dem Ozean.

"Kennt ihr den Namen?" • "Früher soll sie ganz anders geheißen haben", erklärte Terfy. "Aber vor vierzig Jahren hieß sie *Death PiratesBay*."

Der Unterschallknall dröhte über das offene Wasser, dann flogen sie zwei Runden mit verkleinertem Durchmesser. Es gab eine Reihe von Ferienhäusern, einen halbleeren Hafen, einige Motorboote auf dem Sandstrand, sehr viel Wald. Und Tausende von weißen Wasservögeln.

"Ich lande dort vorn zwischen den Felsen. Eine hervorragende Deckung!"

Die Jet sackte durch, wurde stark abgebremst und schwebte fast geräuschlos auf eine Felsenbucht zu. Auf drei Seiten umgaben Felsen, bis zum Absturz mit Bäumen und Gestrüpp bewachsen, eine Bucht. Die Bucht war hochwassergeschützt und bestand aus einem breiten Sandstreifen, der in eine leicht abgeschrägte Geröllhalde überging. Ein Teil der Felsen hing weit über, so daß man von oben die Jet kaum sehen würde.
"Einverstanden!"

Die Jet landete. Knirschend bohrten sich die Landeteller in die kleinen, weißgewaschenen Steine. Es war später Nachmittag, und zwischen den Felsen herrschte tiefer schwarzer Schatten. Nano Balwore hatte die Jet dicht an den Felsen aufgesetzt; zwischen der Bordwand und dem Stein war nur ein Zwischenraum von zwei Metern. Dann wurden nacheinander sämtliche Maschinen ausgeschaltet. Stille herrschte in der Kuppel.

"Was jetzt?" fragte Nayn.

"Aussteigen und suchen. Wir sind in einer fremden Welt und müssen uns erst zurechtfinden!" entgegnete Marhola.

"Vielleicht finden wir ein paar leere Wohnungen, in denen wir Visiphone einschalten und essen können. In dieser ersten Nacht sollten wir versuchen, uns zu integrieren!" erklärte Nano nüchtern. Sie sah alles von der pragmatischen Seite und verließ jetzt ihren Sessel. Sie ging zu einem Wandschrank und zerrte ihre Tasche hervor.

Terfy blickte hinaus aufs Meer und flüsterte:

"Bis jetzt hatten wir unglaubliches Glück. Hoffentlich bleibt es uns noch ein paar Tage treu."

Sie lachte verlegen, aber dann half sie den anderen, das wenige Gepäck, die Waffen und kleine, wichtige Geräte aus dem Schiff zu bringen. Nano übernahm die Fernsteuerung der Jet, die eine Art Lebensrettung war.

Dann schlossen sie das Schiff ab und gingen auf dem 'Sandstreifen' dorthin, wo sie verwitterte Treppen und eine Art Uferstraße gesehen hatten.

Die vier Mädchen blieben stehen, als sie ein breites Sims in dem Uferhang erreicht hatten. Sie sahen sich aufmerksam um. Sie atmeten schwer, die Riemen der Gepäckstücke schnitten tief ein, und sie waren nervös und unruhig. Alle Nerven und Muskeln waren angespannt. Sie erwarteten einen Angriff, das Auf" tauchen von Polizisten oder die losr heulenden Sirenen einer Warnanlage. Die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der sie sich vom Landeplatz bis hier herauf bewegt hatten, täuschte. Sie war eine Folge des Unterschiedes zwischen Ovarons Planet und Terra. Um rund ein Sechstel fielen hier alle Bewegungen leichter.

Jetzt sahen sie zum erstenmal die Landschaft Terras richtig und mit Bewußtsein. Die wirkliche Landschaft, keine Videobänder oder dreidimensionalen Photos.

"Ein schöner Planet. Aber mich stört dieses Licht!" erklärte Marhola und suchte mit Blicken den Luftraum ab.

. "Mich stört die Ungewißheit viel mehr!" flüsterte Terfy. "Los! Gehen wir weiter. Wir müssen ein Versteck finden."

Terfy blickte auf die vielen kleinen Leuchtfelder ihres Unterarmindikators. Die Analysegeräte würden die vier Fremden vor Strahlensperren warnen, lange bevor sie die betreffende Stelle erreichten. Aber sie warnten auch vor Suchstrahlen und zeigten eine Menge anderer Eigenschaften, die vor einer Entdeckung schützen konnten.

"Nichts?" fragte Nayn.

"Nichts."

Unter ihnen breitete sich das Meer aus. Es gab nur mäßigen Wellengang, und sie entdeckten nichts, das auf

Verkehr zwischen den Inseln schließen ließ. Der Hang war völlig leer, mit dünnen, braunen Halmen bewachsen, voller Felsen, an die sich einige Büsche schmiegen. Die meisten Büsche waren vom Windschliff verunstaltet und zeigten den Verlauf der meisten Windbewegungen. Die Mädchen kletterten weiter die verrottete Treppe hinauf, die aus schweren Bohlen bestand, die man vor vielen Jahren hier eingegraben hatte. Schwärzliches Moos wucherte auf den Hölzern. Überall knirschten Sand und Salzausscheidungen unter den Sohlen.

"Schaltet eure Funkgeräte ein! Vielleicht können wir etwas heraushören."

Sie besaßen Empfänger und die Kenntnis der gebräuchlichsten Frequenzen. Aber was vor vierzig Jahren gegolten hatte, mußte nicht auch noch heute richtig sein. Die winzigen Lautsprecher in den Ohren klickten, dann lauschten Nayn, Marhola und Terfy dem Funkverkehr.

Sie fingen die Tonwellen von Visiphonsendungen auf und erfuhren etwas von dem Kampf der Roboter. Mehr und mehr wuchs die absolute Sicherheit, daß die Erde von Aphilen beherrscht wurde. Aber dann sagte Marhola plötzlich: "Ich habe gerade etwas gehört! Sie suchen Roi Danton und Reginald Bull. Sie haben sich versteckt. Irgendwo auf dem Planeten!"

"Das ist bemerkenswert. Weiter! Wir müssen ein Versteck finden!"

Während sie weiterhasteten, dachten sie darüber nach, was sie erfahren hatten: Hildenbrandts Informationen galten also noch immer; zugegeben, sicher in verändertem Umfang, aber grundsätzlich teilte sich die Erdbevölkerung in eine Mehrheit von Aphilikern und eine verborgene Minderheit von normalen Menschen, die so waren wie sie. Bull und Danton wurden verfolgt und hatten sich

versteckt. Es gab schwere Kämpfe zwischen den beiden Gruppen. Und über allem strahlte das grünliche Licht Medaillons. Jetzt kamen die Mädchen aus dem Schatten heraus und sahen hinter einer grünen Barriere ungepflegter Sträucher und Büsche die schmale Gleiterpiste, eine Uferstraße also.

Nebeneinander landeten sie in einer Öffnung des Gebüschs und duckten sich. Ihr Atem hatte sich beruhigt. Es war warm, aber ein regelmäßiger Wind blies von Westen.

Die jungen Frauen waren gekleidet, wie es die irdische Mode vor vierzig Jahren ihnen vorschrieb. Galten diese Regeln noch, oder waren sie so hoffnungslos unmodern, daß man sie schon daran identifizieren konnte?

"Wir haben Häuser gesehen", flüsterte Marhola und deutete schräg ins Innere der Insel hinein.

"Kennt jemand den genauen Weg?"

"Geradeaus!" warf Terfy ein. "Die Insel ist so klein, daß wir früher oder später darauf stoßen müssen."

Hinter der verschmutzten Gleiterpiste begann ein ungepflegter Wald aus tropisch aussehenden Pflanzen. Er war nicht besonders dicht, und eine Gruppe, die sich zwischen den leicht schaukelnden Bäumen bewegte, würde auffallen müssen. Bisher schien die Insel leer zu sein, wenigstens menschenleer.

"Einen Augenblick!" sagte Nano Balwore scharf, stand auf und legte die Hand auf den Griff des schweren Schockers, den sie am Gürtel trug. "Ich sehe mich nur ein bißchen um. Wartet hier!" Sie senkte den Kopf, holte Luft und spurtete dann los. Mit drei gewaltigen Sätzen überquerte sie die Piste, blickte blitzschnell nach links und rechts und erreichte den Graben, sprang darüber hinweg und verschwand zwischen den ersten Baumstämmen.

Terfy befragte ihre Warngeräte.

Gleichzeitig hörte sie den Funkverkehr. Abgesehen vom Datenaustausch, der von Computern gesteuert war, gab es wenig Funksprüche, die deutlich genug waren, um mit der Insel selbst in Verbindung gebracht zu werden. Jedenfalls war nichts von einem durchgebrochenen Flugkörper zu hören, nach dem gesucht wurde.

Nayn-Taibary hatte ein schweres Fernglas an den Augen und suchte die Umgebung ab. Aber weder hinter den Felsen, zwischen den Bäumen oder an beiden Enden des sichtbaren Straßenstücks erkannte sie Bewegungen oder sah sie Menschen. Nichts. Die Insel schien verlassen. Wenigstens diese Seite im Westen der Insel war menschenleer.

"Was sagen die offiziellen Sendungen?"

Nayn stieß Marhola an, die an den Reglern ihres winzigen Funkempfängers drehte.

"Alles mögliche. Aber nichts über uns. Niemand hat uns gesehen, niemand sucht uns. Zunahme des Schiffsverkehrs zwischen Luna und Terra und zwischen Terra und Goshmos Castle. Alle möglichen anderen Durchsagen. Ich habe noch kein genaues Bild von der Situation."

Ein gellender Vogelschrei kam von der Stelle, in die Nano verschwunden war. Die Mädchen blickten hoch und sahen Nano, die an der höchsten Stelle des Waldes stand und winkte.

"Los! Sie will, daß wir ihr nachfolgen. Offenbar hat sie etwas gefunden!"

Sie liefen los und folgten den kaum sichtbaren Spuren. Der Wald roch nach Blüten und fast ebenso wie der Wald auf Ovarons Planet. Langsam liefen sie im Zickzack durch raschelndes Laub aufwärts und erreichten den höchsten Punkt der Insel. Nano deutete auf eine kleine, gepflasterte Plattform am Rand einer

Lichtung und sagte:

"Hier, ein Antennenmast Dort drüben ist eine Siedlung, und auf dieser Seite gibt es eine Reihe von unbewohnten Häusern. Vielleicht haben sie geflüchteten Normalen gehört."

Die Mädchen traten an den Rand der Plattform. Es war einst ein Aussichtspunkt gewesen oder eine Beobachtungsplattform. Von hier aus hatte man eine hervorragende Sicht über einen Naturhafen im Süden der Insel, der von einer sichelförmig angeordneten Siedlung umgeben war. Die Häuser dieser kleinen Stadt zogen sich hangaufwärts. Sie sahen auch die Piste, die in großem Bogen herumschwang und dort auf einem Platz endete. Mehrere Boote lagen an der Mole, einige moderne kleine Schiffe schaukelten in den Wellen, und die Mädchen konnten Menschen entdecken.

"Nach der Anzahl der Häuser zu urteilen, gibt es hier nicht mehr als etwa zweihundertfünfzig Personen!" sagte Marhola leise. "Kann uns diese Anzahl gefährlich werden?"

"Ein einziger Aphiliker kann uns verraten, wenn wir kein Glück haben", sagte Nano kurz. "Die Zahl ist unbedeutend. Wir brauchen mindestens vierundzwanzig Stunden, um uns einigermaßen umfassend zu orientieren."

Bevor sie gestartet waren, hatten sie das Risiko ihrer Mission klar durchdiskutiert.

Selbst auf die Gefahr hin, aufzufallen und gefangen zu werden, wollten sie erstens die Lage sondieren und zweitens versuchen, Männer zu finden, die mit ihnen kommen wollten. Tausend Männer oder mehr. Und jetzt schob sich die Idee in ihre Überlegungen, daß Ovarons Planet zur Fluchtwelt für alle Gesunden um Bull und Danton werden könnte.

"Untersuchen wir die verlassenen Häuser. Vielleicht können wir uns dort sicher verstecken!" schlug Nayn vor.

Ihr erstes Problem war, alle Kenntnisse zu bekommen, mit deren Hilfe sie unerkannt untertauchen konnten. Allein durch zehn Stunden intensives Betrachten der Visiphonsendungen konnten wichtige Rückschlüsse gezogen und die nächsten Schritte überlegt werden. Eines stand schon jetzt so gut wie fest, ohne daß darüber ein einziges Wort gewechselt worden war.

Sie mußten sich mit Roi Danton in Verbindung setzen.

"Vergessen wir die Siedlung. Dringen wir in das am besten erhaltene Haus ein und sehen uns um."

Nano Balwore deutete schräg am Waldrand vorbei in die Richtung der wenigen Häuser. Die Menschen hatten augenscheinlich auch ihre Liebe zur Natur verloren, denn alles war unglaublich

verwahrlost. "Einverstanden, Nano!" Sie verließen nacheinander die Plattform, gingen wieder zurück in die Deckung der Pflanzen und scheuchten nur Möwen und andere Vögel auf, als sie sich durch den Wald schräg abwärts auf die Stufen von schmalen Treppen heruntertasteten. Der Abend näherte sich; die Nacht würde ihr Vorhaben begünstigen. Schließlich standen sie vor dem dritten Haus. Zwei andere waren ihnen für ihr Vorhaben als nicht geeignet erschienen, denn alte Spuren deuteten darauf hin, daß sie besucht worden waren. Das dritte Haus, ein halb auf Stelzen, halb in den Hang hineingebautes Kunststoffrechteck, bot einen hervorragenden Blick über die bewohnte Zone des Eilands.

"Hinein!" murmelte Nano. Sie machte seit dem Augenblick der Landung einen entschlossenen Eindruck. Es war, als sei sie plötzlich aufgewacht und habe ihre wahre Berufung gefunden.

"Gibt es eine Warnanlage?" fragte

sich Terfy und drückte die Knöpfe ihres Indikators. Sie bewegte das Gerät, näherte sich dem Schloß der Tür, fuhr am Rahmen entlang, lauschte auf das Ticken der Mechanismen und starrte auf die Leuchtfelder. Nach einigen Minuten sagte sie:

"Nichts. Ich nehme an, du willst die Tür mit der Schulter aufbrechen, Nano?"

"Nein", war die Antwort. "Es gibt subtilere Methoden."

Sie zog aus einer Jackentasche eine kleine Waffe, die ungewöhnlich geformt war. Mit dem Daumen drehte sie an einer Rändelschraube, dann bedeutete die junge Frau den anderen, zur Seite zu treten. Aus der Waffe, die sie dicht an das Schloß hielt, zischte ein haarfeiner Energiestrahler und fraß sich zwischen Türrahmen und Platte. Es stank, weißer Rauch drang aus den Öffnungen, dann trat Nano leicht gegen die Tür. Sie schwang geräuschlos nach innen.

"Ich sehe es schon deutlich", meinte Nyn, das zierliche Mädchen mit dem kurzen Haar. "Wenn wir eines Tages in Gefahr sind, wird uns Nano heraushauen! Sie ist die hartgesottene Einzelkämpferin unseres verrückten Teams."

"Ich glaube, du hast recht!" murmelte Terfy, die noch immer auf Warnsignale oder Alarmeinrichtungen lauschte. Nano antwortete nicht.

Sie betraten das Haus. Muffiger Geruch war überall. Sie konnten gerade noch erkennen, daß sie sich in einer Halle befanden, von der viele Durchgänge ohne Türen abzweigten. Hinter ihnen schloß sich die Tür, weil sich Marhola dagegenlehnte.

"Bevor ihr das Licht einschaltet, vergewissert euch, daß keine Helligkeit nach außen dringt!" sagte sie.

Die Technik hatte sich seit vierzig Jahren in diesem Haus nicht verändert. Sie fanden alles, was sie such-

ten. Außer Nahrungsmitteln war alles vorhanden, was die Eindringlinge brauchen konnten.

Terfy Heychen vergewisserte sich, daß sämtliche Scheiben verdunkelt waren. In einem der Räume, die in den Hang hineingebaut waren, betätigte sie einen Schalter. Licht flammte auf. Das Haus war noch an das Energienetz angeschlossen.

Sie arbeiteten schnell und überlegt zusammen.

Eine Stunde später hatten sie im größten Raum des Hauses so etwas wie eine gemütliche Atmosphäre erzeugen können. Heizgeräte waren in Betrieb, es gab heiße Getränke aus ihren Vorräten, und der riesige Visiphonschirm lief. Nano Balwore hatte an der Tür und an einem entgegengesetzten Fenster Wache. Langsam patrouillierte sie hin und her.

Unablässig flimmerten die Bilder über den Schirm. Die Abendnachrichten liefen seit Minuten. Die vier Frauen saßen da und ließen sich nichts entgehen.

Zuerst erkannten sie, daß sie falsch angezogen waren.

Marhola stöberte im Haus herum und kam später mit einem Arm voller Kleidungsstücke zurück. Sie warf alles auf einen Sessel und sagte laut, um die Stimme aus dem Gerät zu übertönen:

"Das hier ist moderner. Außerdem können wir die Fetzen etwas ändern. Und wir bekommen sicher auch in einer Stadt neue Kleidung."

Überleben und nicht auffallen. Und die Insel verlassen. Das waren die Forderungen, die sich an sie stellten. Sie hatten es erkannt, als die Nachrichten und die Werbung vorbei waren. Die Werbung war übrigens zielgerichtet und schien direkt von der Regierung der Erde gestartet zu sein. Es wurden nur solche Produkte

angepriesen, die der einschlägigen Wirtschaft dienten. Die wenigsten Produkte konnten als Luxus bezeichnet werden. Der Zweck bestimmte alle Dinge. Die Eindringlinge hatten einen hervorragenden Überblick bekommen.

Marhola faßte zusammen, was sie dachte.

"Wir haben unsere Mission *Old Lady Emotion* genannt. Zweifellos kennen wir jetzt die sarkastische Bedeutung dieses Begriffs. Wir sind vorgesehen gelandet und wissen, da wir einige derjenigen Personen sind, die unerkannt unter der Masse der Aphiliker leben. Wenn sie uns entdecken, hetzen und töten sie uns."

Sie machte eine Pause und blickte in die Gesichter ihrer Freundinnen. Sie hatten begriffen. Sie waren in Lebensgefahr.

"Den Einfall, Männer unter der Erdbevölkerung zu finden, die mit uns fliegen", murmelte Terfy pessimistisch, "können wir gleich vergessen. Wir werden nur Aphiliker entdecken."

Selbst wenn sie durch Zufall einen Mann trafen, der wie sie war, würde er ihnen gegenüber die Maske nicht fallen lassen. Es war zum Wahnsinnigwerden - aber sie hatten diese Möglichkeit schon vor dem Start erkannt. Trotzdem waren Theorie und die Wahrheit verschiedene Dinge.

"So ist es. Wir rüsten uns am besten hier aus, denn fliegen wir in die Nähe einer Stadt. Unser Ziel wird geändert. Vielmehr erreichen wir alle Ziele dadurch, daß wir mit Roi Danton in

Verbindung treten."

Nayn schüttelte lächelnd den Kopf. Ungläubig fragte sie:

"Wie können wir das erreichen? Doch nur dadurch, daß wir uns von den Aphilikern erwischen lassen und dabei ein solch gewaltiges Feuerwerk veranstalten, daß Roi Danton auf uns aufmerksam wird." "Genau das wird nicht passieren!"

sagte Nano. "Reden wir nicht lange, handeln wir!"

"Wo und wie?"

"Fangen wir hier an!" sagte sie entschlossen. "Wir müssen uns umziehen, damit man uns nicht gleich erkennt. Außerdem gibt es auf Terra nicht nur Aphiliker, sondern auch Polizisten."

"Aphilische Polizisten!" lachte Marhola. "Du hast recht. Wir ziehen uns zurück und starten in der Nacht. Aber wir brauchen ein klares Ziel. Es ist sinnlos, halb blind herumzutasten." Marhola hatte ausgesprochen, was sie dachten.

Die Insel war ein gutes Versteck für kurze Zeit und für die ersten Schritte. Die vier jungen Frauen wußten zwar, daß ihr Vorhaben zum Teil fehlgeschlagen war, daß sie aber viel mehr Chancen hatten, ihre Mission zu beenden, dazu aber ihr Konzept ändern mußten.

Sie ließen stundenlang das Visiphon angeschaltet, suchten sich passende Kleidung und beratschlagten, was zu tun war. Schließlich benutzten sie die Auskunftslitung des Hauses und orientierten sich über eine Auswahl an Plätzen, an denen sie mehr Chancen zu haben glaubten. Dann verließen sie das Haus und starteten ihre Jet.

*

In dem kleinen Raum saßen nur ein Dutzend Menschen, aber jedem von ihnen war bewußt, daß eine betretene, lastende Stimmung herrschte. Mißtrauen und schwelende Ängste herrschten. Es lag nicht daran, daß dieser Sitzungssaal ein Teil des riesigen Verstecks war. Es lag auch nicht daran, daß sich die Versammelten als die Gehetzten Terras fühlen mußten.

Es lag nur an der Anwesenheit eines Mannes. Er war ein Symbol für die merkwürdige Form der Sklaverei, die über Terra lag wie ein Leichentuch.

Roi Danton lehnte sich nach vorn, stützte die Unterarme auf die Tischplatte und blickte von der Seite Reginald Bull an. Er traute ihm, denn er wußte, was passiert war.

"Freunde", sagte Roi. "Wenn ich so in eure Gesichter sehe, wenn ich die Stimmung in Porta Pato überhaupt richtig interpretiere, dann muß ich mich, gelinde ausgedrückt, sehr wundern."

Hier hatten sich die führenden Mitglieder der OGN versammelt, um die Entwicklung zu diskutieren, die mit der Flucht und Rettung Reginald Bulls eingeleitet worden war. Aber gerade dieser Gegenstand der Diskussion rief mehr als nur geteilte Meinungen hervor; Bull wurde der Zündfunke, der die Normalen im Unterseeversteck in zwei Lager spalten konnte.

"Sie wundern sich, Roi? Warum eigentlich?" fragte vorwurfsvoll ein Organisator.

Danton warf ihm einen verblüfften Blick zu. Dann fragte er zurück, kühl und in sarkastischer Verwunderung:

"Warum ich mich wundere? Sie fragen, Radun? Weil wir froh sein können, daß Bully bei uns ist. Ich frage mich, warum jemand Zweifel an ihm haben kann!"

Reginald Bull erhob sich halb aus seinem Sessel und sagte mir rauher Stimme:

"Laß nur, Roi. Ich kann sie verstehen. Ich war so lange das Symbol der Unterdrückung und der erbarmungslosen Jagd auf euch ... auf uns... daß es schwer ist, eine andere Vorstellung zu haben."

Er ließ sich schwer in den Sessel zurückfallen.

"Richtig!" sagte der Cheflogistiker der Organisation. "Das ist es. Wir können Bull nicht trauen. Das be-

deutet nicht, daß wir ihm nicht glauben wollen, wir vermögen es nur nicht."

Ein Teil der gesunden Menschen freute sich von Herzen darüber, daß Reginald Bull bei ihnen war, nachdem ihm die Flucht aus Imperium -Alpha gelungen war. Weitaus mehr gefährdet als viele in der alten Festung der Lemurer am Meeresgrund, hatte sich Bull nach seiner persönlichen "Sekunde der Wahrheit" entschlossen, auf welcher Seite er stehen würde. Hier im Lager der Immunen, bei der OGN von Roi Danton. Mit seinem Wissen über sämtliche Aktivitäten der Aphilen war er unersetzlich.

"Bully, der uneingeschränkt mein Vertrauen besitzt", führte Roi ruhig aus, "hat uns vier Jahrzehnte lang verfolgen lassen. Das ist richtig, niemand leugnet es ab, die Leiden werden nicht ungeschehen gemacht."

"So ist es!" sagte eine Frau, die verantwortlich war für die medizinische Hilfe und die damit zusammenhängenden Probleme innerhalb der Organisation. Roi winkte müde ab. "Ja, richtig. Wir können uns nicht erlauben, über ihn zu richten. Es ist auch überflüssig, darüber zu diskutieren, ob wir einen Kranken dafür verantwortlich machen können, was er während seiner Krankheit getan hat. Das ist ein Problem, so alt wie die Menschheit."

"Roi!" sagte Bull, dessen kämpferische Natur im Augenblick erheblich gelitten hatte, "ich kann mich selbst verteidigen. Außerdem weiß ich, daß alles Reden nichts nützt. Deine Freunde brauchen einen Beweis. Wenn ich es schaffe, werde ich ihn liefern."

Roi hämmerte mit der flachen Hand auf die Tischplatte und rief scharf:

"Hör auf mit diesem Selbstmitleid. Wir werden hier klären, was zu klären ist. Und wenn ich hier in die Runde sehe und dieses Mißtrauen in euren Gesichtern sehen muß ... ich könnte mich schütteln."

Er schwieg, selbst überrascht von seinem Ausbruch. Als er den Kopf hob, sah er in die dunklen Augen eines großen, dunkelhaarigen Mannes. Es war der Entdecker der PHARAO. Um die Lippen des Mannes, etwa neunzig Jahre war der Professor alt, lag ein verständnisvolles Lächeln.

"Ich greife Sie nicht an, Mister Bull", sagte Radun halblaut. "Ich bin auch im Augenblick nicht sarkastisch. Aber für einen Teil der Menschen, die sich in den Schutz unserer Organisation geflüchtet haben, sind Sie das Symbol und der Repräsentant der Aphilie. Und wie weit uns diese Krankheit gebracht hat, sehen wir ja. Ein Teil der Menschheit jagt den anderen."

Bull schwieg. Die Einwände gegen seine Person, die in Porta Pato unterschwellig vorhanden waren, wurden hier laut. Das war immerhin etwas - Dinge, die ausgesprochen wurden, konnten durch Argumentation beseitigt werden. Äußerlich schien Bull ruhig und gelassen zu sein, aber er fühlte sich, als wäre er aus einem vierzigjährigen Traum erwacht. Vierzig Jahre lang hatte er unter dem Einfluß der Krankheit gehandelt. Er hob die Hand. Die Gespräche, die zögernd hin und her gingen, verstummten.

"Vielleicht gelingt es Ihnen", sagte er und machte eine Handbewegung, die den Raum umfaßte, "mir zuzuhören. Ich kann nicht verlangen, daß Sie mir jedes Wort glauben, aber Sie wissen, daß ich so gut wie alle Kenntnisse besitze, die mit der Jagd auf Sie zusammenhängen."

Ich kann Ihnen zwei Pläne vorschlagen. Hören Sie mich an."

Die Versammlung spiegelte ziemlich deutlich wider, wie die Verhältnisse in Porta Pato standen. Mehr als die Hälfte der Flüchtlinge oder Rebellen lehnte Bull ab. Sie waren vielleicht durch eine drastische Aktion oder durch ein Wunder zu überzeugen, aber für sie war Bull tatsächlich eine Symbolfigur. Durch ihn hatten sie Freunde oder Verwandte verloren, waren gehetzt worden wie Ratten.

Die anderen freuten sich ehrlich. Sie glaubten daran, daß Bull gesund geworden war. Sie wußten darüber hinaus, daß er und seine Kenntnisse für die Sache Porta Patos und der OGN so wertvoll waren wie nichts anderes.

Bull wußte dies natürlich. Er brauchte sich nur in die Lage seines Normalen zu versetzen, der von einem der Outsider gejagt wurde. Trotzdem riskierte es Bull. Trotz und der unausgesprochene Versuch, sich zu rehabilitieren, diktierten sein Vorgehen.

"Zwei Pläne. Zuerst sollten die Aktionen dieser Organisation überall auf der Erde eingeschränkt werden. Das wird vielen Menschen das Leben retten. Dafür sollte Porta Pato durchsucht werden. Schon vor vielen Jahren haben wir immer wieder sehen können, daß die alten lemurischen Bauten viele Überraschungen bergen, daß viele neue Dinge gefunden werden können."

"Das kann ich voll bestätigen", sagte Professor el Fataro, der Roi Danton gegenüber saß.

"Vielleicht finden wir hier im Erbe

der Lemurer irgendwelche Geräte oder Maschinen, oder meinetwegen auch nur Hinweise oder Ideen. Mit diesen noch zu findenden Dingen könnten wir unter Umständen die vernichtende Strahlung dieser verdamnten Sonne ausschalten."

"Ich bin für diesen Plan!" meldete sich der Professor wieder, "Ich halte ihn für aussichtsreicher als viele Versuche, die wir bisher unternommen haben."

"Daran ist nichts Falsches!" brummte Danton. "Weiter, Freund Bully!"

Das Gesicht mit den Sommersprossen und dem starren rotblonden Haar war bleich, als Bull weitersprach.

"Möglicherweise stellt sich die Suche nach einiger Zeit als erfolglos heraus. Möglicherweise nicht. Aber ich glaube, wir finden etwas."

Der zweite Plan, den ich anbieten kann, liegt anders.

Die Aktionen der Organisation sollten sich überhaupt von der Erde verlagern. Gehen wir hinaus in den Mahlstrom. Dort gibt es eine Anzahl von Welten, auf denen Menschen leben. Sie leiden nicht unter dem Waringer-Effekt, weil ihre Planeten um andere Sonnen kreisen.

Wir, Roi und ich, haben uns darüber unterhalten. Es gab vor vierzig Jahren ein Projekt, das Rhodan in seinen letzten Wochen gestartet hatte. Es hieß nach Rois Auskunft *Lady Emotion* und hatte die Umsiedlung von Gesunden auf eine Welt mit Namen *Ovarons Planet* zum Thema."

Roi hob die Hand und fuhr fort:

"Mein Vater hat dieses Projekt nicht beenden können. Er verfrachtete über zweitausend Frauen und Mädchen und Kinder dorthin. Die Schiffe mit den dazugehörigen Männern konnten nicht mehr starten, die Ausweisung und die Flucht kamen dazwischen. Aber wir haben die Koordinaten des Planeten."

Schweigen. Ratlosigkeit breitete sich aus. Sie waren größtenteils darüber erstaunt, daß Roi und Bull fast synchron zusammenarbeiteten. Für Michael Rhodan und Reginald Bull war es wie ein Treffen alter Freunde, die sich nur vorübergehend aus den Augen verloren hatten.

"Warum plötzlich dieses Interesse an Ovarons Planet?" fragte derjenige Mann, der zusammen mit dem Entdecker der PHARAO für den Sektor Raumschiffe, Weltraum und - Fluchtmöglichkeiten zuständig war.

Bulls Gesicht blieb ausdruckslos, als er entgegnete:

"Wenn wir eine Expedition dorthin starten und herausfinden, daß dort eine bewohnbare und bewohnte Welt existiert, dann haben wir einen zweiten Stützpunkt."

Roi hat mir berichtet, daß wir über einige Raumschiffe der Lemurer verfügen, die voll funktionsfähig sind. Mit meiner Hilfe können wir die Erde verlassen, denn schließlich kenne ich alle Positionen von Wachschnitten und so weiter. Ich kenne den Kode und alles andere."

Er hielt inne, ließ seinen Blick über die zum Teil abweisenden Gesichter gleiten und sagte

sarkastisch :

"Entschuldigung. Ich sprach immer von ,wir'. Ich habe wohl etwas zu schnell geschaltet."

"Keineswegs. Du hast völlig recht!" meinte Roi laut. Er sah Bull in die Augen und mußte erkennen, daß die Reaktion der Versammlung Bull demoralisierte. Bull begann zu resignieren. Er befand sich in einer Situation, die kaum schlechter sein konnte. Roi sprach weiter, denn er wollte den anderen nicht Gelegenheit geben, lange darüber nachzudenken, ob Bulls Vorschläge die Aktionen eines Verräters sein konnten oder der Versuch, ihnen mit allen Kräften und ganzem Können zu helfen.

"Ich weiß", sagte Roi langsam und betonte jedes Wort, "daß es nicht einfach ist, plötzlich die Planung umzuwerfen. Bully und ich werden für diese beiden Pläne nicht so schnell Begeisterung wecken können. Ich stelle diese Vorschläge zur Diskussion und zur Abstimmung. Abgesehen davon müssen wir beide Aktionen ohnehin mehr oder weniger lange vorbereiten."

"Ich bin dafür", sagte der bärtige Professor, ein Spezialist für Lemuria-Forschung, "hier in Porta Pato zu suchen. Wir haben Schiffe entdeckt und ihre Bedienung entschlüsseln können. Wir werden auch andere Dinge finden. Vielleicht nicht gerade ein Mittel, um die Waringerstrahlung neutralisieren zu können, aber wer weiß? Wer kann sagen, was sein wird?"

Der Professor blickte merkwürdig, fand Roi. Ein Wort oder eine Bemerkung hatte ihn irgendwie geschockt oder nachdenklich werden lassen.

"Stimmen wir ab. Wer ist grundsätzlich für Bulls Vorschläge?"

Die Gegner meldeten sich. Eine lange, ermüdende Diskussion begann. Stunden später mußten Bull und Roi zugeben, daß unter den negativen Argumenten eine stattliche Menge waren, die man beherzigen mußte. Andere Dinge gingen vor. Aber man einigte sich immerhin, zwei Arbeitsgruppen zusammenzurufen. Sie sollten die Voraussetzungen und die logistischen Notwendigkeiten aufzuschlüsseln.

Schweigend und niedergeschlagen ging Bull in seine Räume zurück.

Niemand haßte ihn, niemand würde ihn beleidigen oder gar angreifen. Aber er war das Symbol der Unterdrückung, und dies konnte nicht so schnell vergessen werden. Die Vergangenheit klebte an ihm wie Morast.

3.

Kurz nach Mitternacht landete die Jet auf einem kleinen, nur selten benutzten Flughafen in Miami. Die Frauen von Ovarons Planet hatten sich entschlossen, das Raumschiff zu opfern. Mit größter Sicherheit würde man das Schiff entdecken und seine Herkunft bestimmen. Trotzdem landete Nano Balwore die Jet zwischen anderen Booten ähnlicher Größe und schaltete die Maschinen ab.

"Es muß schnell gehen. Wir dürfen nicht gesehen werden. Ab jetzt gelten andere Umstände!" sagte sie und stand auf. Sie hatten alles mitgenommen, was sie verraten konnte. Jede von ihnen hatte zwei schwere Gepäckstücke, die bereits unten in der Schleuse standen. Der Flughafen war nicht beleuchtet.

Nacheinander hasteten sie aus der Zentrale nach unten, kletterten hinunter auf den Beton der Landebahn und sahen sich um. Sie brauchten einen Gleiter. In etwa dreihundert Meter Entfernung sahen sie die Lichter des kleinen Flughafengebäudes.

"Dorthin!" ordnete Marhola leise an. Sie setzten sich in Bewegung und wanderten schnell durch die Dunkelheit. Vor den ersten Vierecken aus gelbem Licht, die auf den Beton fielen, hielten sie an und schwenkten nach links. Weitere fünfzig Meter später stellte sich ihnen ein Zaun aus Maschendraht in den Weg.

"Einen Augenblick. Das haben wir gleich."

Die Waffe in Nanos Hand sandte einen weißglühenden Strahl aus, der die Stahldrähte durchtrennte. Mit schwirrenden Geräuschen rollten sich die Drähte nach beiden Seiten auf. Die Frauen hasteten weiter.

"Dort stehen Gleiter!" zischte Terfy und spurtete schräg über einen kleinen Platz.

Neben einem Schuppen blieben sie in der Dunkelheit stehen und orientierten sich. Die Lichter von Second Jacksonville waren weit entfernt, das Lichtband der breiten Gleiterpiste tauchte zwischen Bäumen auf, aber hier herrschten Nacht und Finsternis. Nur das Gebäude am Rand des Flughafens war hell erleuchtet.

Nano sagte knapp:

"Ich hole den großen, silbernen Gleiter. Eine Tür ist offen, wahrscheinlich steckt der Schlüssel."

Sie wollten in der Anonymität der nahen Stadt untertauchen. Es gab Hotels, es gab genügend "offizielle" Verstecke, und vielleicht fanden sie einen Platz, an dem sie nicht auffielen.

Nano stellte ihr Gepäck ab und verschwand mit lautlosen Schritten hinter dem Lagerhaus. Sie bewegte sich schnell und tauchte gleich darauf neben der Maschine auf. Marhola zog ihren Schocker und wartete, eng an die Wand gepreßt. Sie fühlte ihr Herz hämmern schlagen.

"Sie hat es geschafft!" flüsterte Nayn.

Der Gleiter bewegte sich. Er drehte sich summend auf der Stelle, dann schwebte er langsam auf die Stelle zu, an der die drei Mädchen warteten. Er hatte etwa die Hälfte der Strecke zurückgelegt, als in dem Gebäude eine Tür aufgerissen und gleichzeitig zwei Tiefstrahler eingeschaltet wurden. Der Vorplatz wurde von einer Lichtflut überschüttet.

"Halt! Polizei! Anhalten!" schrie eine dunkle Stimme. Aus dem Eingang sprangen zwei Männer.

Einer warf sich nach rechts, der andere nach links. Metallische Gegenstände glänzten in ihren

Händen. Langsam hob Terfy Heychen den Paralyseator und verfolgte mit der Zieleinrichtung den Polizisten, der dem Gleiter nachrannte.

Nano trat den Beschleunigungshebel nieder, der Gleiter machte einen Satz und raste auf die wartenden Mädchen zu.

Terfy drückte ab.

Fauchend zuckte der Lärmstrahl über den Platz und traf den ersten Polizisten in die Brust. Der Mann stolperte, riß die Arme hoch und knickte in den Knien an. Dann schlug er auf den Boden und rollte zur Seite.

Der Gleiter hielt im Schlagschatten der Gebäudeecke.

"Schnell, hinein! Nehmt die Taschen mit!" rief Nano unterdrückt. Terfy unterdrückte das Zittern ihrer Hand, drehte sich langsam und feuerte schnell drei Schüsse auf den zweiten Polizisten ab, der über den Platz rannte und im Zickzack auszuweichen versuchte.

Der erste Schuß traf den Mann in die Knie, und er stolperte und brach zusammen. Aber er verlor seine Waffe nicht. Er wälzte sich herum und schoß in die Richtung des Gleiters, dessen Türen jetzt aufflogen. Terfys zweiter Schuß ging neben seinem Kopf in den Beton, der dritte traf die Schulter.

Ein langer Feuerstoß aus dem Strahler des Polizisten heulte fauchend über den Platz und brannte ein riesiges Loch in die Wand des Lagerschuppens. Dann zuckte der Körper und lag still da.

Auf dem Dach des Stationsgebäudes begann eine Sirene zu heulen. Terfy hob mit einer Hand eine Tasche auf und warf sie ins Innere des Gleiters. Mit der Rechten jagte sie einen Schuß nach dem anderen durch die offene Tür und durch die Fenster und feuerte auf Gestalten, die sich im Gebäude bewegten.

Nayn und die anderen saßen bereits im Gleiter.

"Los! Schnell!" rief Nano und steuerte die Maschine dicht an Terfy heran. Der Sitz neben dem Fahrer war frei. Terfy sprang in den Gleiter, der augenblicklich anruckte und seine Geschwindigkeit erhöhte.

Terfy bekam den Türgriff zu fassen und warf die Tür zu, dann erst

entsicherte sie die Waffe und steckte sie neben dem Sitz in eine Vertiefung der Tür.

Als sie sich umdrehte, sah sie zwei Gleiter, die eben ihre Scheinwerfer aufblendeten.

Das Licht fiel voll auf eine umgekippte Tasche, die Terfy stehengelassen hatte. Einer der Polizeigleiter schwebte auf die Tasche zu und blieb stehen. Der andere nahm mit drehenden Lichtern und aufheulendem Summen die Verfolgung auf.

"Sie haben uns. Ab jetzt werden wir verfolgt!" sagte Nano hart. "Aber ich werde es ihnen nicht leicht machen."

Der schwere, schnelle Gleiter erreichte binnen einer halben Minute seine Höchstgeschwindigkeit und raste entlang von Laderampen, Lagerhallen und Maschinen, die wie seltsame Rieseninsekten in der Dunkelheit aufschimmerten, wenn sie das Licht der Verfolger traf, auf die entfernte Gleiterpiste zu. Der erste Verfolger holte auf.

"Die Mühlen der Polizei sind angelaufen!" meinte Marhola. "Sie werden sich so lange drehen, bis sie uns haben."

"Noch haben sie uns nicht!"

Mit höchster Geschwindigkeit raste der Gleiter durch schmale Lücken zwischen den Gebäuden. Der Anfang der beleuchteten Piste kam näher. In letzter Sekunde bremste Nano die Maschine ab, riß das Steuer herum und setzte die Geschwindigkeit wieder herauf. Der Gleiter schlingerte in einer Staubwolke nach rechts, raste zwischen den Maschinen hindurch und wurde abermals gewendet. Inzwischen kam der Verfolger näher, Nano fuhr einen Dreiviertelkreis und sagte zwischen den Zähnen:

"Festhalten, meine Lieben."

Nayn bewunderte sie schrankenlos. Nano hatte sich binnen weniger Sekunden in einen kämpfenden Ti-

ger verwandelt. Der Gleiter wurde herumgerissen, fegte entgegen der Fluchtrichtung auf den schmalen Durchlaß zwischen den Bauwerken zu und direkt auf die Scheinwerfer des Verfolgers los. Terfy hielt den Atem an, aber Marhola stieß einen kurzen, schrillen Schrei aus.

Zwanzig Meter vor dem Zusammenstoß schaltete Nano sämtliche Scheinwerfer an. Sechs kreideweiße Lichtbalken bohrten sich wie Pfeile durch die Dunkelheit und trafen voll den verfolgenden Gleiter. Drei Männer tauchten in dem grellen Licht auf. Sie rissen die Unterarme und die Hände vor die Augen.

Wie zwei Geschosse rasten die schweren Maschinen aufeinander zu.

"Neinnn!" schrie Nayn-Taibary und duckte sich.

Kurz vor dem Aufprall zog Nano den Gleiter nach links und gleichzeitig um einen Meter höher. Die Maschine stieg schräg, schrammte mit der linken Seite entlang einer Mauer und riß mit dem Kiel eine tiefe Schramme in das Dach des Verfolgers. Die Drehlichter wurden heruntergerissen. Der Polizeigleiter schlingerte und krachte mit der rechten Seite des Hecks gegen eine

Maschine. Er wurde herumgeschleudert, schlug links gegen die Mauer, ein langer Funkenschweif zog hinter ihm her. Dann schoß die Maschine bockend wieder nach links und raste in einen Stapel von würfelförmigen Behältern, die mit einer Flüssigkeit gefüllt waren.

Ein donnerndes Geräusch. Dann das Krachen und Poltern der Teile, die wie die Klötze eines Baukastens übereinanderfielen, die Scheiben des Gleiters zersplittern ließen und die Maschine unter sich begruben. Nano raste den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Klick. Vier Scheinwerfer erloschen wieder.

"Bist du wahnsinnig?" schrie Terfy und hob ihren Paralsator. "Wohin willst du, Nano?"

Nano Balwore lachte spöttisch.

"Dorthin, woher wir gekommen sind. Wir können keine Verfolger brauchen. Wenigstens nicht jetzt."

Durch die aufgewirbelten Staubwolken, mit nachtwandlerischer Sicherheit vorbei an allen möglichen Maschinen, Gebäudeecken und Verladeeinrichtungen flog die Maschine auf den Platz zu. In wenigen Sekunden mußte sie die Männer im anderen Gleiter erreichen.

"Marhola?" rief Nano kurz.

"Ja?"

"Du hast meine Waffe, schieße den Gleiter flugunfähig!"

"Ich versuche es."

Die Scheiben summten nach unten. Zwei Arme, zwei Hände und zwei Waffenläufe schoben sich nach draußen, als der Gleiter scharf abgebremst wurde und in einem vollen Kreis auf den Platz herausschwebte und die Scheinwerfer wieder aufblendete. Marhola und Terfy feuerten aus beiden Fenstern. Die Strahlerschüsse schlugen in die Verkleidung des Gleiters, die Treffer aus dem Paralsator warfen die Männer um, die vollständig überrascht worden waren. Das Ganze dauerte nur Sekunden, dann brummt die Maschine wieder auf und zogen den Gleiter immer schneller in die Richtung der Stadt.

Sie erreichten den Beginn der Gleiterpiste. Mit Höchstgeschwindigkeit jagte die Maschine zwischen den beiden Lichtbändern dahin. Hinter den Bäumen wurden die Lichter der Stadt heller und deutlicher.

"Wir müssen daran denken, daß wir jetzt in eine merkwürdige Zivilisation kommen", erklärte Nano.

"Das ist richtig. Was meinst du im speziellen?" fragte Terfy zurück, die mit zitternden Fingern den Paralsator wieder in die Schutztasche unter ihrer Jacke schob.

"Sie meint, daß alles geschieht, weil entsprechende Befehle gegeben worden sind. Niemand tut etwas, um dem lieben Nächsten zu helfen. Es wird ein Leben wie unter Robotern sein. Denkst du noch an die Visiphonsendungen?"

"Ja, natürlich. Wir werden es schwer haben. Eine solche Rolle ist schwer zu lernen."

Nano drehte sich um und blickte Nayn, die den Einwand ausgesprochen hatte, in die Augen.

"Wir müssen es lernen. Und zwar schnell. Die Alternativen sind Verhaftung und Tod."

Nayn schüttelte sich. Sie hatte sich die Mission ganz anders vorgestellt. Schwierig, aber nicht tödlich. Der Gleiter raste unverändert schnell weiter. Um diese Zeit, inzwischen ein Uhr dreißig und ein paar Minuten, schien auf der Erde jedes Leben erstorben zu sein. Alles lag im Schlaf.

Lange Minuten vergingen. Zwei der Mädchen suchten in ihren Funkempfängern das Frequenzband ab und versuchten herauszufinden, ob man nach ihnen suchte. Aber bisher hatten sie nichts auffangen können, das darauf hinwies. Trotzdem wuchsen ihre Ängste. Kurz vor der Stadt zog Nano Balwore den Gleiter hoch und raste querfeldein auf eines der größten und hellsten Gebäude zu.

*

Der Mann mit den schmalen Hüften, dem raubvogelähnlichen Kopf und den kalten, berechnenden Augen lag entspannt in einem Sessel. Das Unterteil dieses schweren Mechanismus aus Chrom, Kunststoff und Leder war hochgeklappt, die übereinandergeschlagenen Beine ruhten darauf. Im Takt eines seichten Schlagers bewegten sich die Zehen. Der Mann trug eine ausgefranste, aber peinlich saubere weiße Hose.

"Sekt!" sagte er leise. Seine Stimme war leise, aber sie klang gefährlich. Das Mädchen im knappen Bikini, das auf dem weißen, hochflorigen Teppich saß, stand auf und ging zu dem halbrobotischen Kühlschranks.

"Du auch! Wir wollen in Stimmung kommen!" bemerkte der Mann. Neben ihm auf einer schweren, kostbaren Steinplatte stand ein kastenförmiges Element, das wie ein transportables Hochleistungsradio aussah.

Mit leisem Zischen lief der Sekt in zwei Schalen. Das Mädchen, mit schulterlangem rostrotem Haar und einer aufregenden Figur, kam näher und hielt dem Mann das Glas entgegen. Er nahm es in die Finger und blickte das Mädchen abschätzend an.

Die Musik riß ab. Ein knarrender Ton war zu hören. Unmerklich versteifte sich der Mann mit dem harten, schmalen Gesicht. Aber während er die Meldung hörte, trank er ruhig die Sektschale halbleer und stellte sie auf den Tisch zurück. Er griff nach dem Knie des Mädchens und zog sie mit einem harten Griff näher.

Der Text der ersten Meldung war aufschlußreich.

Der Mann grinste kühl, als die Musik wieder einsetzte. Dann streckte er den Arm aus. Die Finger krümmten sich zusammen wie eine Vogelklaue. Unvermittelt ertönte dann ein Geräusch, das das Mädchen zusammenzucken ließ.

Ein Finger der rechten Hand hämmerte mit einer rasenden Geschwindigkeit auf den schweren Stein. Das Geräusch ließ die Nerven des Mädchens vibrieren. Es dauerte etwa zehn Sekunden, dann riß es unvermittelt ab.

Mit aufgerissenen Augen starrte das Mädchen den Mann an. Er zuckte die Schultern und sah an ihrem Kopf vorbei ins Leere. Seine Gedanken waren nicht bei ihr, aber er zog sie zu sich heran. Das Glas fiel aus ihren Fingern, der Sekt versickerte im Teppich. Während er nachdachte, begann der Mann das Mädchen zu streicheln. Die Bewegungen waren mechanisch, aber sie erregten trotzdem.

"Du machst mich wahnsinnig!" flüsterte sie an seinem Ohr. Seine Finger bewegten sich weiter, unablässig. Schließlich kehrte sein Blick zurück. Seine Augen hefteten sich auf ihr Gesicht. "Du bist aufregend", sagte er. Dann küßte er sie und streifte den Rest der Kleidung von ihrem Körper. Seit einer Woche waren sie zusammen, und sie ergänzten sich auf geheimnisvolle Weise vollkommen. Ihre Leidenschaft flammte immer wieder auf, und sie ging so schnell vorbei wie immer. Aber sie war tiefer und wesentlicher als sonst.

"Diese Meldung ... war sie wichtig?" flüsterte das Mädchen, als ihre Körper in dem weichen Sessel miteinander verschmolzen. Die Lautsprecher gaben dröhnend einen anderen Schlag wieder. "Vielleicht!" sagte er. Sie küßten sich. Die Hände des Mannes krampften sich um die Arme des Mädchens. Ihre Fingernägel zogen Spuren in seine Haut.

Kurze Zeit später riß die Musik wieder ab. Der Körper des Mannes wurde starr wie der einer Steinfigur. Er konzentrierte sich auf den Text. Dieses Mal war die Durchsage länger, ausführlicher und offenbar genau das, was er erwartete.

"Was hat das zu bedeuten?" fragte das Mädchen, das sich langsam aus seiner Umarmung löste.

"Es hat nur mich zu interessieren", sagte er und schob sich das Haar aus dem Gesicht. "Es kann wichtig werden."

Ein Flugkörper war von einer unwichtigen Station gemeldet worden.

Die Meldung war zu spät eingetroffen und hatte keine Suche eingeleitet. .

Später gab es mehrere verschiedene Durchsagen, die sich - nur für ihn, den Outsider! - zu einer logischen Folge addierten.

In ein Haus war eingebrochen worden...

Jemand hatte eine startende Jet gesehen, mit fremden Bezeichnungen ...

Eine Landung auf einem kleinen Raumhafen unweit von Marina Tower...

Und in der Nacht ein Gefecht mit der Polizei und eine verrückte Jagd mit schweren Gleitern...

Angeblich drei Frauen und ein großer Dunkelhäutiger ...

"Fülle das Glas wieder!" sagte der Mann und kippte den Sessel nach vorn. Das Spezialgerät begann wieder mit der Übertragung von Musik und Aufrufen der Regierung für das Wohlergehen der Bevölkerung. Der Mann ging langsam, das volle Glas in der Hand, hinaus auf die Terrasse und schirmte die Augen mit der Hand gegen das zu grelle Sonnenlicht ab.

Die Vorgänge reizten ihn.

Sein Aufenthalt in New York war längst beendet. Er war weitergezogen und hatte sich eine Wohnung in dem zur Hälfte leerstehenden Mahne Tower genommen, einem Wohncenter, das mit allem ausgestattet war, was man brauchte, wenn man sehr anspruchsvoll war. Die Wohnung war bestens ausgerüstet, und das Mädchen, das er mitgenommen hatte, sorgte dafür, daß es selten langweilig wurde. Aber er würde sie sofort vergessen, wenn sich eine neue Aktion abzeichnete. Er war Outsider, und seine selbstgestellte Aufgabe war, die Kranken zu jagen und hinzurichten. Er arbeitete wieder allein, ohne Unterstützung der Regierung. Reginald Bull war verschwunden, und niemand zahlte ihm Prämien. Also mußte er wieder die Beute, die er machte, als Prämie ansehen.

Das Mädchen kam hinter ihm auf die Terrasse und blieb neben ihm stehen. Sie lehnte sich verlangend an ihn.

"Was gibt es, Jocelyn? Du bist plötzlich weggegangen - willst du mich nicht mehr?"

Jocelyn, der Specht, zuckte die Schultern und trank einen Schluck.

"Du weißt, daß ich von der Beute lebe, die meine Gegner mir hinterlassen. In der letzten Zeit gab es wenige Jagden."

"Was heißt das?"

Sie legte ihre Hände auf seine Schultern und begann langsam seine sonnengebräunte Haut zu streicheln.

"Das heißt, daß ich mir überlege, ob ich diese Aktion starte", sagte er und blickte in die Richtung, in der der kleine Raumhafen lag. Irgendwo hier versteckten sich die vier Personen. Es waren ganz ohne Zweifel Kranke, und mit einiger Sicherheit kamen sie aus den Verstecken der Dantons. Ein Gleiterkampf mit der Polizei: das konnten nur verbrecherische, unheilbare Kranke wagen.

"Welche Aktion, Jocelyn?"

Das Mädchen war begehrenswert, aber ihr Verstand war nicht entfernt in der Lage, sich mit seinem hochtrainierten Verstand zu messen. Sie hatte es nicht geschafft, etwa zwanzig verschiedene Meldungen der letzten Stunden zu einem Bild zusammenzufügen. Für ihn lag alles ziemlich klar da.

"Vergiß es!" sagte er. "Ich glaube, in ein paar Stunden muß ich weg."

In Wirklichkeit war diese seine Wohnung eine kleine Festung, ausgerüstet mit Geräten und Gegenständen, Waffen und Nachrichtentechnik. Eine seiner zehn Wohnungen, verteilt über fast den ganzen Planeten. Niemand wußte davon,

und nach wie vor tolerierte die Regierung das Treiben der Outsider.

"Was hast du vor?" flüsterte sie erschrocken. "Eine neue Jagd?"

"Ja", sagte er heiser. "Eine neue Jagd, und diesmal unter einem ausgesprochen reizvollen Aspekt."

Er hatte das Mädchen, das er unten am Jachthafen mitgenommen hatte, in der letzten Woche hier in der Wohnung gehalten. Leidenschaft, Alkohol, Schlaf und Sonne waren die einzigen Beschäftigungen gewesen. Sein Körper hatte dies gebraucht, nach den Strapazen einer Verfolgung vom Stadtrand New Yorks bis hierher. Jetzt war er ausgeruht und frei. Er konnte sich einer neuen Aufgabe stellen. Seine Waffen und sein Verstand - der seine schärfste Waffe war - hatten zu lange Pause gehabt. Er warf das Glas über die Brüstung und drehte sich um.

"Ich habe eine Aufgabe", sagte er hart. Das Mädchen erschrak vor dem wilden Glanz in seinen Augen. "Meine Aufgabe ist es, Kranke und Verbrecher zu finden, zu jagen und hinzurichten."

"Und...?"

In Wirklichkeit kannten sie sich gar nicht. Irgend etwas hatte sie zusammengetrieben und hierher gebracht. Das Mädchen verstand ihn nicht. Sie konnte nicht wissen, was einen Outsider auszeichnete, was seine Beweggründe waren. Er selbst fühlte sich als Ritter des sechshunddreißigsten Jahrhunderts, der durch die Welt zog und nach seinen Gesetzen Richter und Henker gleichzeitig war.

"Ich habe vier Verbrecher gefunden, denke ich!" sagte er leise.

Das Mädchen interessierte ihn nicht mehr. Es war, als sei sie nicht da. Trotzdem zwang er sich, sie kurz anzusehen und zu sagen:

"Ich gehe in kurzer Zeit. Du kannst hierbleiben. Wenn ich zurückkomme, entweder nach der Jagd oder in

den Pausen, brauche ich dich. Deine Hilfe und deine Leidenschaft. Tu, was du willst."

Die Kranken umgaben die Beziehungen zwischen Menschen mit einem Schwulst von Gefühlen, die lächerlich und zeitraubend waren. Jocelyn, der Specht, freute sich, daß er gesund war. Er konnte sich keine schönere und zweckmäßigere Art vorstellen, menschliche Beziehungen zu haben als diese. Kurz, präzise, rein pragmatisch. Das Mädchen nickte und meinte nach einigen Sekunden des Überlegens:

"Ich bleibe und warte."

"Ausgezeichnet. Geh in die Küche und bestelle ein kleines, aber gutes Essen für uns."

"Ja. Sofort."

Er sah ihr gedankenverloren nach, wie sie sich über die sonnenhelle Terrasse bewegte. Ihr Körper war schön, aber an ihrer Haltung erkannte Jocelyn, daß auch sie irgendwie getroffen war. Sie wußte, daß sich die Verhältnisse geändert hatten. Außerdem jagte ihr dieser "neue" Jocelyn Angst ein. Seine Fähigkeit, von einer Sekunde zur anderen sich ausschließlich auf die neue Aufgabe zu konzentrieren, hatte sie im Innersten erschreckt. Jocelyn überlegte schweigend, während er in die Kühle des Wohnraums zurückging.

Es gab nur eine Frage.

An welchem Punkt sollte er ansetzen und mit der Jagd beginnen? Das Fieber ergriff ihn. Es war das Fieber, das einen Jäger dazu brachte, weit über sich hinauszuwachsen. Er kannte dieses Gefühl, das seinen Körper durchströmte wie flüssiges Feuer. Er liebte es.

4.

Nano Balwore stand vor dem Spiegel und schaute sich an. Sie fuhr immer wieder mit der Bürste durch ihr Haar. Es war eine mechanische Bewegung, die nichts zu besagen hatte. Nano wußte, daß sie keine Schönheit war, trotz des schmalen, scharfgeschnittenen Gesichts, in dessen Zügen sich der Einfluß einiger Urgroßeltern und Großeltern aus dem ägyptischen Teil des Nils zeigte. Sie war schlank und sehnig, und sicher hatte sie es von den Mädchen hier am schwersten, einen normalen Mann der Erde zu überzeugen, daß das Leben an ihrer Seite und auf Ovarons Planet mehr als lebenswert sein würde.

"Naja", sagte sie, zuckte mit den schmalen Schultern und warf die Bürste in die offene Tasche. Sie blickte durch die große Scheibe und sah, wie Marhola aus dem Swimmingpool kletterte und sich abzutrocknen begann.

Sie setzt sich der Gefahr aus, dachte Nano. Aber es war eigentlich gleichgültig, ob sie sich in den Zimmern befanden, innerhalb des Bungalows also, den sie gemietet hatten, oder ob sie draußen waren.

Die Verbindungstür rollte auf, Nayn-Taibary kam herein. Sie trug einen dünnen Morgenmantel.

"Das Frühstück ist fertig", sagte Nayn. "Kommst du?"

"Ich erwarte eigentlich die Polizei. Nicht, daß sie uns suchen - mehr eine Routinekontrolle."

"Das ist möglich. Marhola und Terfy kommen auch gleich."

Sie hatten in den ersten Morgenstunden am Stadtrand dieses Bungalohotel gefunden und ohne Schwierigkeiten vier einzelne Zimmer mieten können. Der Gleiter stand zwei Kilometer abseits geparkt unter einer Masse anderer Fahrzeuge.

Nano und Nayn setzten sich an den Tisch. Das Hotel war nicht gerade verwahrlost, aber deutlich war zu erkennen, daß die Roboter und die Geschäftsleitung nur das Notwendigste unternahmen. Jedenfalls war das Essen reichhaltig, und der Kaffee roch gut. Ununterbrochen lief der Visiphonapparat.

"Inzwischen, nach einigen Stunden Schlaf", sagte Marhola, die hereinkam und sich in den dritten Sessel fallen ließ, "sollten wir wissen, was wir zu tun beabsichtigen."

Nayn kicherte nervös und sagte dann leise:

"Wir laufen durch die Straßen und fragen so lange, bis wir jemanden finden, der uns den Weg zu Roi Danton zeigt."

Marhola el Fataro, die Chefin dieses waghalsigen Unternehmens, setzte sich als letzte an den Tisch und goß sich Kaffee ein.

"Wir trennen uns!" sagte sie nach dem ersten langen Schluck. "Bisher haben wir gemeinsam Glück gehabt, aber man soll das nicht zu sehr herausfordern."

"Einverstanden", sagte Nayn. "Aber noch immer wissen wir nicht, wie wir es anfangen sollen." Sie frühstückten mit einigermaßen gutem Appetit. Das Geld, mit dem sie bezahlt hatten, war vierzig Jahre alt. Es galt offensichtlich noch immer. Natürlich hatten sie viele einzelne Überlegungen, was ihre Mission betraf. Aber nichts war gewiß, es zeigte sich keine offene Möglichkeit des Handelns.

"Ich halte viel von demokratischer Abstimmung", sagte Marhola. "Aber jetzt muß ich eine klare Anordnung geben. Wir trennen uns bis heute abend acht Uhr."

Jede von uns geht einen anderen Weg. Wir sehen uns um. Wir versuchen, die Rolle von Aphilikerinnen zu spielen. Wir wissen, daß es viele Menschen gibt, die mit Erfolg geflüchtet sind. Wir sammeln Informationen aller Art. Und abends treffen wir uns wieder hier, um unsere Erfahrungen auszutauschen.

Mehr können wir im Augenblick nicht tun. Wir wußten, daß es kein Job für vierundzwanzig Stunden ist."

Nayn verdrehte sarkastisch die Augen und hauchte affektiert:

"Und der ganze Planet ist voller gutaussehender Männer. Sie sind so charmant wie Robots. Puh!"

Natürlich hatten sie jeden Mann, den sie bisher getroffen hatten, genau angesehen. Aber sie sahen sich außerstande, den Unterschied zwischen einem "normalen Mann" und einem Aphiliker festzustellen.

"Vergeßt die Männer! Alle, die ihr hier seht, sind krank und unsere Feinde. Wenn sie wüßten, woher wir sind, würden sie uns verfolgen und einsperren."

Nano lachte und warf ein:

"Ich war noch nie mit einem Mann zusammen eingesperrt."

"Vielleicht hast du dieses zweifelhafte Vergnügen eher, als dir lieb ist!" murmelte Marhola und stand auf. "Eines ist sicher: Wir sind nicht falsch angezogen."

Sie fielen nicht auf, wenn sie nicht gerade mit Paralysatoren schossen oder Gleiter zu Schrott fuhren. Marhola lehnte sich an den Türrahmen und deutete in die Richtung auf den ungepflegten Park rund um den Pool.

"Fangen wir an. Eine der Damen nach der anderen. Habt ihr die Waffen eingesteckt?"

"Ja."

Sie hatten nur kleine Paralysatoren unter der Kleidung. Bisher gab es nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß man sie mit der Jet und dem Zwischenfall mit der Polizei in Verbindung bringen konnte. Sie steckten das wenige Geld ein, ließen die Robots aufräumen und verließen nacheinander das Hotel.

Marhola war die erste, die das Gelände durchquerte und mit zielstrebigem Schritten in die Richtung des Stadtzentrums ging.

Die Stadt bot in den Augen Marholas ein normales Bild. Gleiter, Fußgänger, Maschinen und Bewegung. Die junge Frau versuchte zu unterscheiden. Sie war Regierungschefin von Ovarons Planet, aber sie fühlte sich hier unbehaglich. Sie sah anscheinend lauter normale Menschen, die in einer normalen Umgebung ebensolchen Arbeiten nachgingen.

Marhola blieb stehen und blickte sich um. Seit zwei Stunden ging sie durch die Stadt. Es war ihr etwas aufgefallen, aber sie wußte nicht, was es war. Ihre Augen wanderten über das Bild, das sich ihr bot.

Es war ein kleiner Platz.

Rund, von halbhohen Gebäuden umgeben. Einige Treppen und Rampen führten aufwärts und abwärts. Vor langer Zeit hatte es hier einen Brunnen gegeben, eine Anzahl von riesigen Steinen, über die einst Wasserfontänen sprudelten. Die Bäume rund ums Zentrum waren jetzt verwildert, der Brunnen arbeitete nicht mehr.

Was ist hier nur los? Was ist mit diesen Terränern los? dachte sie.

Sie nahm alle Einzelheiten in sich auf. Sie sah Frauen und Männer, Kinder sah sie keine. Und plötzlich fiel es ihr ein.

Keine Kinder! Und keine Menschen, die älter als hundert, hundertzwanzig Jahre waren.

Sie erschrak.

Das war ein deutliches Zeichen dafür, daß die Entwicklung, die sich vor vierzig Jahren angekündigt hatte, inzwischen abgeschlossen war. Die Kinder, so hatte es damals geheißen, sollten unabhängig von ihren Eltern unter staatlicher Aufsicht heranwachsen, und die alten Menschen wurden aus dem öffentlichen Leben ausgegliedert und in die Stummhäuser gebracht, von denen man nicht wußte, was sie wirklich waren. Aber die Menschen, denen sie hier zusah, gingen gleichgültig ihren Arbeiten nach und kümmerten sich nicht um ihre Nachbarn und auch nicht um sie, obwohl jetzt der Verkehr auf der Brücke zunahm, auf der sie stand und schräg auf den Platz herunterblickte.

Ein Wort hakte sich in ihren Über- / legungen fest. Gleichgültigkeit. Dies war der zutreffende Begriff! Er drückte das Verhalten aller Menschen hier aus. Sie bewegten sich wie Marionetten, wie programmierte Maschinen. Also doch Aphiliker, denen die Gefühle genommen worden waren.

"Nein! Nicht! Das ist zuviel!" flü-

sterte sie so laut, daß es einige Passanten hinter ihr hören mußten. Als sie abermals

zusammenzuckte, weil sie sich verraten glaubte, mußte sie feststellen, daß ihr niemand zugehört hatte. Keiner der Passanten reagierte. Sie nahm sich zusammen, faßte in ihr schwarzes Haar und griff voller Aufregung und Nervosität zu dem langen Knotenzopf in ihrem Nacken. Ein Mann kam vorbei, sah sie an, dann zuckte er die Schultern und ging weiter. Er drehte sich dreimal nach ihr um.

Sie merkte, daß sie der einzige Mensch auf diesem Platz war, der genügend Zeit zu haben schien. Sie setzte sich wieder in Bewegung. Eine seltsame Furcht ergriff sie, als sie über die Brücke ging, einen Blick auf den Strom der Gleiter unter ihr warf und die Gesichter der Menschen betrachtete. Bisher hatte sie noch mit niemandem ein Wort gewechselt.

Und wieder fiel ihr auf, was sie zum erstenmal seit der Landung bewußt wahrnahm.

Kaum jemand sprach mit einem anderen Menschen. Sie schienen einander alle fremd zu sein. Es gab keine Kontakte. Ein eisiges Gefühl beherrschte sie, als sie von der Brücke herunterging und auf einen Kiosk, zusteuerte, an dem sie Zeitungen und Zeitschriften erkennen konnte.

Vier Meter weiter öffnete sich in einem Haus eine Tür. Ein Mädchen stolperte heraus und schrie auf, als der Mann, der hinter ihr her auf die Treppe sprang, ihr einen heftigen Schlag ins Gesicht versetzte.

Marhola machte einen schnellen Schritt und hielt sofort ein.

Nicht eingreifen! sagte sie sich.

Das Mädchen wurde herumgerissen, sie trat neben eine Stufe und fiel schwer auf die Treppe. Es schrie ein zweites Mal laut auf. Der Mann, etwa fünfzig Jahre alt, packte das Mädchen am Arm und riß es hoch, und wieder holte sein Arm aus. Er schlug ihm mit der flachen Hand brutal ins Gesicht.

Marhola ging schneller und erreichte den Mann. Sie streckte ihre Hand aus, packte den Mann am Jackenaufschlag und schleuderte ihn fünf Meter weit nach rechts. Er wurde von dem Schwung der Armbewegung mitgerissen und prallte mit dem Rücken gegen eine Scheibe, die dröhnend vibrierte. Marhola bückte sich. Ihre körperlichen Kräfte waren für eine Sekunde eingesetzt worden, und plötzlich fühlte sie wieder die Leichtigkeit der Bewegungen in der reduzierten Schwerkraft.

Sie hob das Mädchen auf und sagte beschwichtigend:

"Ich helfe Ihnen, Mädchen. Kommen Sie, ich bringe Sie weg."

Das Mädchen, dessen Gesicht feuerrot war, weinte lautlos und starrte sie verständnislos an. Einige Passanten blieben stehen. Der Mann stieß sich von der Wand ab, sprang auf Marhola zu und schrie heiser:

"Weg! Es geht Sie nichts an."

Marhola ließ das Mädchen los, drehte sich halb herum und erwartete den Ansturm des Mannes. Sie wußte nicht, was vorgefallen war, aber der Vorfall traf sie im tiefsten Herzen. Niemand durfte eine Frau schlagen, und dies in der Öffentlichkeit zu tun, war ein Verbrechen.

Der Mann kam heran, sein Gesicht war vor Wut verzerrt, und sie erwartete ihn in ruhiger Haltung. Während er ausholte, begriff er offensichtlich, daß er eine Kranke vor sich hatte.

"Du Kranke!" schrie er dröhnend. Noch eine zweite Gruppe blieb stehen und sah schweigend zu.

Und dann begann sich Marhola zu wehren.

Sie fing den ersten Schlag des Mannes mit der flachen Hand auf. Es gab ein klatschendes Geräusch. Dann bewegte sich die junge Frau,

riß den Mann von den Beinen und wirbelte ihn über ihren Körper. Aber anstatt ihn loszulassen, drehte sie sich herum. Der schwere Körper flog durch die Luft, schlug auf Knie und Ellbogen auf, dann wurde er hochgerissen und über dem Kopf des Mädchens gedreht. Marhola hielt ihn vollkommen mühelos am Oberschenkel und am Oberarm, beugte sich weit nach hinten und schleuderte dann den Körper waagrecht durch die Luft und in eine Gruppe von Männern hinein, die dem Angreifer helfen wollten.

Schreiend und fluchend gingen etwa sechs Leute zu Boden. Marhola kümmerte sich nicht um den Haufen von Gliedmaßen und Körpern, sondern sprang leichtfüßig die wenigen Stufen hinunter und blieb neben dem weinenden Mädchen stehen, das sie angaffte wie ein Fabelwesen.

"Warum hat er Sie geschlagen?" fragte Marhola und berührte vorsichtig die geschwollene Wange des Mädchens. Aber die erwartete Reaktion blieb aus. Das Mädchen schlug die Hände vor den Mund, wich aus, ging langsam rückwärts die Stufen hinunter und stammelte:

"Sie sind eine Kranke ... gehen Sie ... ich zeige Sie nicht an ... laufen Sie ..."

Auch aus der Gruppe der etwa dreißig Zuschauer kamen Rufe.

"Eine Kranke! Holt die Polizei!"

Marhola begriff. Sie hatte genau das getan, was sie unter keinen Umständen hatte tun dürfen. Niemand kümmerte sich um einen solchen Zwischenfall. Nur sie. Niemand tat etwas ohne Befehl oder ohne eine besonders starke Motivierung.

"Eine Kranke! Polizei! Haltet sie!"

Jetzt kam Bewegung in den Ring der Zuschauer. Von allen Seiten kamen sie näher und griffen nach Marhola. Sie sprang zur Seite und bewegte unruhig den Kopf. Dort vorn gab es eine leere oder fast leere Brücke,

auf der sie in die Richtung flüchten konnte, aus der sie gekommen war.

"Eine Kranke", schrien sie. Marhola senkte den Kopf und rannte die Treppen aufwärts. Sie stürzte sich auf eine Lücke zwischen den Menschen. Jemand stellte sich in ihren Weg. Zwei kurze Bewegungen der Arme, zwei trockene Schläge, und die Männer taumelten fluchend zur Seite. Erst jetzt begriff Marhola, über welche Waffe sie wirklich verfügte.

Ihre körperlichen Kräfte waren im Verhältnis zu diesen Terränern die eines Champions. Sie

spurtete los und erreichte nach zehn Schritten eine rasende Geschwindigkeit. Sie rannte direkt auf zwei Männer zu, die sich ihr entgegenstellten. Entsetzt sprangen die Männer zur Seite, als das menschliche Geschöß auf sie zukam.

Zweihundert Meter weiter vorn bog ein Polizeigleiter in langsamer Fahrt um die Ecke.

Der kleine Platz hatte sich in einen Hexenkessel verwandelt.

Dort, wo das Mädchen verprügelt worden war, schrien die Menschen

wild durcheinander. Etwa fünfzehn Männer jeden Alters rannten hinter Marhola her. Auf der gegenüberliegenden Seite wurden die Passanten aufmerksam. Marhola rannte wie eine Rasende die zweihundert Meter lange Estrade entlang und sah, wie unter ihr zwei bremsende Gleiter kollidierten, trotz der Automatik. Einige Fahrer drückten auf die Signalknöpfe. Aus den Läden sprangen die Verkäufer oder Kunden und begriffen nicht, worum es ging. Aber immer wieder schrie jemand:

"Eine Kranke! Dort rennt sie! Polizei! Eine Kranke ...!"

In diesen Sekunden, in denen sie im Zickzack zwischen den Passanten und Neugierigen entlangrannte, begriff Marhola, daß der Begriff *krank* mit *Verbrecher* gleichgesetzt wurde. Die Aphiliker verfolgten jeden, der nicht so war wie sie.

Und jetzt verfolgten sie Marhola.

Sie erreichte die nächste Brücke, sprang hoch und trat mit einem Fuß gegen die Brust eines Mannes, der mit einem Knüppel ausholte. Der Mann schrie auf und kippte nach hinten, die Waffe wirbelte durch die Luft und flog im hohen Bogen, sich immer wieder überschlagend, nach unten auf die Gleiterpiste.

Dann warf sich die Fremde herum und stürmte über die Brücke.

Mit heulender Sirene stieß der Polizeigleiter schräg nach oben und nahm direkten Kurs auf Marhola. Sie griff unter die Jacke und fühlte den Paralysator zwischen den Fingern. Während sie auf die Bäume des weit entfernten Parks zulief, entsicherte sie die Waffe.

Das Geschrei hinter ihr wurde leiser, je weiter sie sich in ihrem rasenden Lauf von dem Platz entfernte. Sie rannte kleine Treppen aufwärts und abwärts, stob über schmale Stege, sprang über geparkte Gleiter und schoß wie ein Pfeil zwischen nichtsahnenden Passanten hindurch.

Aber die Sirene wurde lauter.

Eine zweite ertönte. Dieses Geräusch kam aus einer anderen Richtung und wurde ebenfalls deutlicher und lauter. Marhola begann zu ahnen, daß sie verloren hatte. Wohin sollte sie flüchten? Zurück ins Hotel? Das würde dem Verrat an ihren drei Freundinnen gleichkommen.

Sie hatte jetzt einen Platz zwischen zwei Häusern erreicht. Unter ihren Sohlen gab es nichts als dürres und staubiges Gras. Sie blieb stehen und zielte mit dem Paralysator auf den näher kommenden Gleiter der ersten Polizeistreife.

"Ich schaffe es trotzdem!" murmelte sie und drückte ab.

Zwei Schüsse lösten sich aus der Waffe. Als einer der Beamten aus dem offenen Gleiter zu feuern begann, handelte die junge Frau abermals. Sie holte Luft und rannte geduckt, immer wieder die Richtung wechselnd, auf den Gleiter zu. Sie achtete nicht auf den Weg, sondern heftete ihren Blick starr auf die Männer hinter der Scheibe. Ununterbrochen spie ihre Waffe gebündelte Paralysestrahlen aus. Dann sprang Marhola wie ein Torero zur Seite und ließ den Gleiter neben sich vorbeirasen. Drei Schüsse trafen die Polizisten im Innern der Maschine.

Der Gleiter schlug einen seltsam kreiselnden Kurs ein und setzte auf, wurde ruckartig abgebremst und stieß mit einem dumpfen Dröhnen an einem Baumstamm. Aber in derselben Sekunde, in der Marhola nach oben blickte und den Arm hochriß, traf sie der Schuß aus einem kleinen Narkosegeschütz.

Der zweite Gleiter senkte sich wie ein Raubvogel auf die Grasfläche herunter. Der Schütze feuerte noch einen weiteren Schuß auf den zusammenbrechenden Körper Marholas ab.

Der Gleiter setzte dicht neben Marhola auf. Das Gras staubte. Vier

Männer sprangen aus der Maschine. Das Wimmern der Sirene schraubte sich die Tonleiter abwärts und erstarb in einem Brummen. Mit gezogenen Strahlern näherten sich zwei Polizisten.

"Ein Mädchen!" knurrte der eine.

"Und dazu noch mit einem atemberaubenden Körper. Sie soll eine Kranke sein, ja?"

"Keine Ahnung."

"Los, in den Gleiter. Ins Präsidium mit ihr!"

"Wird sich herausstellen, ob sie krank ist."

Marhola wurde hochgerissen und auf die Rücksitze des Gleiters geworfen. Inzwischen waren die Verfolger heran und begannen auf die Polizisten einzureden.

"Wird sich herausstellen, ob sie krank ist."

"Könnte sein. Denkt an den Überfall draußen am Raumhafen."

"Gleichgültig. Erst einmal weg mit ihr. Die Arbeit wird aufgehalten."

Der Chef dieses Polizeitrupps deutete auf den Gleiter, der mit brummender Maschine noch immer vor dem Baumstamm schwebte und gegen dieses Hindernis ankämpfte. Laut sagte der Offizier:

"Ihr kümmert euch um diesen Gleiter. Kommt damit zurück ins Präsidium. Wir fliegen los!"

"Verstanden."

Auf den Gesichtern der Umstehenden, die sich nur langsam und zögernd zerstreuten, ging ein Wandel vor sich. Eben noch waren sie durch die Sensation aus ihrer kühlen Unbeteiligung gerissen worden, jetzt aber, als die Aufregung vorbei war, wurden sie alle wieder zu Wesen, die an ihrem Nachbarn nur soviel interessiert waren, wie es die Notwendigkeit erforderte.

Schweigend gingen sie auseinander und dachten an die wenigen nüchternen Unterhaltungen, die

sie nach dem Arbeitstag haben würden.

Der Polizeigleiter schwebte hoch, drehte sich und ging dann in Schrägflug über. Er kletterte über die Häuser und schlug die Richtung auf das Präsidium ein, das im Zentrum der kleinen Stadt lag.

Noch wußten die Beamten nicht, wer es war, der regungslos auf den Polstern lag.

*

Nayn-Taiuary rührte mit dem abgegriffenen Löffel in der Tasse herum und sagte nach einigen Sekunden:

"Was würden Sie unternehmen, wenn Sie in Ihrer Nähe einen Kranken entdeckten?"

Der junge Mann, der sie vor wenigen Minuten angesprochen hatte, sah sie ausdruckslos an. Nayn wußte, daß sie mühelos mit vielen Mädchen hier konkurrieren konnte. Der Mann ihr gegenüber auf dem abgestoßenen Stuhl der Cafeteria hatte Interessen, die mühelos aus seinen Blicken hervorgingen. Er musterte jeden Zoll des Körpers und gab sich keine Mühe, seine Gier zu verbergen.

"Ich würde ihn dem nächsten Polizisten übergeben!" sagte er. "Ich habe um vier Uhr frei. Wir gehen zu mir."

"Vielleicht."

Der junge Mann war etwas befremdet. Bisher war dieses Wort in den Antworten der Mädchen und Frauen nicht aufgetaucht. Entweder gingen sie mit ihm oder nicht. Wie es ihrem augenblicklichen Bedürfnis entsprach. Er ließ seinen Blick über die elfenbeinern schimmernde Haut des schwarzhaarigen Mädchens gleiten und betrachtete den Hals ebenso intensiv wie die bloßen Handgelenke.

"Wissen Sie, daß viele Kranke geflüchtet sind? Sie sollen zu einer Organisation geflohen sein."

"Es flüchten nicht viele Kranke. Wir erwischen sie alle."

Nayn trank einen Schluck Kaffee und betrachtete die vorübergehenden Terraner. Sie sehnte sich plötzlich zurück nach Ovarons Planet, auch wenn es dort keinen einzigen Mann gab. Aber einen solchen, wie er hier vor ihr saß und sie mit den Augen verschlang, würde sie auch unten anderen Verhältnissen als diesen hier niemals lieben können.

"Bist du hier, wenn ich um vier Uhr komme?" fragte der Junge.

"Sicher. Ich warte auf dich", gab sie mit uninteressierter Betonung und kühlem Gesichtsausdruck zurück. "Kannst du dir vorstellen, was du tun würdest, wenn du einer von den Kranken wärst?"

Er starrte sie verwundert an. Er begriff die Frage nicht recht.

"Ich bin gesund und normal!" sagte er aufgebracht. "Wir könnten zusammenbleiben. Vielleicht zwei oder drei Tage."

Sie verstand ihn auch nicht ganz, konnte sich aber vorstellen, was er meinte und wie er es meinte. Immerhin war sie Chefärztin und Regierungsangehörige. Aber sie begann zu schaudern und ernsthafte Furcht zu empfinden. Ein Planet, auf dem eine derartige Gefühlskälte herrschte, hatte nicht mehr lange zu leben. Er verfiel, obwohl es sicher genügend Kinder gab. Aber er würde sich in eine Art von Barbarei zurückverwandeln, in eine technisierte Barbarei, denn sie merkte, daß niemand Ausbildung oder Wissen vernachlässigte. Sie waren klug und geschickt und fleißig, aber es gab keine Liebe. Nicht einmal Liebe zu Pflanzen oder Tieren.

"Das können wir tun", sagte sie. "Ich habe heute frei. Produktionsänderung. Ich bin ...

Bandarbeiterin."

Ein kleiner Hund erschien an einem Tisch in der Nähe des Eingangs. Er blieb stehen und schaute bittend zu einem Paar hoch, das einen undefinierbaren Kuchen auf den Tellern hatte. Der Hund sah wie eine Kreuzung zwischen Pudel und Stinktier aus, zudem gab es jedesmal, wenn er sich bewegte, eine Staubwolke.

"Ich bin nicht krank", sagte der junge Mann und folgte ihrem Blick. Als er sah, daß sie den Hund anblickte, wandte er sich enttäuscht ab. "Aber..."

"Ich habe dich etwas gefragt!" sagte Nayn und strahlte ihn mit ihren großen, schwarzen Augen an.

"Ja?"

"Was tun die Kranken, wenn sie sich flüchten wollen?"

"Sie rennen!" sagte er und zuckte die Schultern. "Irgendwo findet sie jemand."

"Kommen sie wieder zurück? Wer findet sie?"

"Ich weiß es nicht. Die Polizei. Oder ein Outsider richtet sie hin, wenn sie Beute versprechen."

Nayn-Taiuary spürte, wie sich Eiseskälte über ihren Rücken ausbreitete, die Wirbelsäule heraufkroch und den Nacken erreichte. Sie preßte die Hände auf den Tisch, um nicht zu zeigen, daß ihre Finger zitterten.

"Outsider?"

"Das weißt du doch selbst", sagte er. "Hörst du keine Nachrichten? Hin und wieder liegt eine Leiche im Park oder in einer verlassenen Wohnung. Das war ein Kranker, der von einem Jäger zur Strecke gebracht wurde. Du bist etwas dumm. Naja, Bandarbeiterin."

"Aber ich kann gut Suppen kochen!" sagte sie mit unbewegtem Gesicht. Ein irrsinniger, selbstmörderischer Impuls griff nach ihr. Sie wollte diesem Ekel vor ihr den schalen Kaffee

ins Gesicht schütten, den Tisch umkippen und kreischend aus der Cafeteria stürzen. Aber sie dachte an die Verantwortung und daran, welche Pläne sie in der letzten Regierungsversammlung diskutiert hatten, und beherrschte sich. Es fiel ihr schwer.

"Was würdest du tun", fragte sie hartnäckig weiter, "wenn du ein Kranker wärst und vor der Polizei und den Outsidern flüchten müßtest?"

"Ich bin kein Kranker."

Sie resignierte. Der Hund wedelte mit seinem schmutzigen Schwanz. Es gab wieder eine Staubwolke. Der Mann, neben dessen Stuhl der Hund sich jetzt auf die Hinterbeine hob und in possierlicher Art die Vorderbeine bettelnd bewegte, starrte kurz nach unten, dann holte er, ohne daß sich sein Gesichtsausdruck veränderte, mit dem rechten Bein aus und versetzte dem Tier einen Tritt.

Der Hund jaulte auf.

Er wurde hochgeworfen, überschlug sich mit strampelnden Beinen in der Luft und schlitterte, nachdem er aufgeprallt war, heulend und wimmernd über den glatten Boden. Er prallte gegen ein Bein des Stuhles, auf dem der blondhaarige junge Mann saß, und wurde herumgedreht. In einer weiteren Staubwolke blieb er jaulend vor Nayns Stiefel liegen.

Nayn bückte sich, packte das Tier und hob es hoch.

"Warum tust du das?" fragte der Mann und wedelte mit seiner Hand vor dem Gesicht. Der Hund staubte wieder. Aus dem schmerzlichen Jaulen wurde ein Knurren und dann ein wohliges Grunzen, als Nayn das Tier streichelte. Dann nahm sie ihren Teller mit dem halben Stück eines rechteckigen, grünen Kuchens und stellte ihn auf den Boden.

"Der Hund tut mir leid!" sagte sie.

Der Hund wedelte mit dem Schwanz. Wieder staubte es. Der junge Mann starrte Nayn an, als habe sie drei Augen.

"Er tut dir leid?" fragte er gedehnt. "Warum?"

"Weil man ihn getreten hat. Wenn ich dich trete, jaulst du auch", sagte sie deutlich. "Das kann ich dir versprechen."

Der Hund fraß schmatzend den Kuchen. Unter dem struppigen, staubigen Fell hatte Nayn die dünnen Rippen gespürt. Das Tier schien halb verhungert zu sein. Der Mann ihr gegenüber blickte noch immer verwundert. Er dachte langsam, aber er dachte gründlich. Schließlich, als die Zunge des Tieres über den Teller fuhr und ihn klappernd kippte und schaukeln ließ - inzwischen blickten mindestens zwanzig andere Gäste der Cafeteria aufmerksam in Nayns Richtung - , sagte er:

"Das ist ein Tier!" Es klang wie ein Vorwurf.

"Richtig. Ein Hund. Ich weiß. Trotzdem hat das Tier Hunger, und wenn es getreten wird, dann tut es ihm weh."

"Du hast... wie heißt das Wort...?"

"Mitleid", half sie aus.

"Richtig. Mitleid. Ich habe es irgendwo gelesen. Kein Gesunder hat Mitleid mit Tieren. Sie sind sekundär. Unwichtig. Sie dienen keinem Zweck. Bist du eine Kranke?"

Mißtrauen glomm in seinen Augen auf. Er bewegte sich unruhig auf seinem Stuhl. Aber noch schien er nichts zu ahnen. Nayn wußte nicht, was sie von allem halten sollte. Der Hund gab seine fruchtlosen Versuche auf, die Glasur des Tellers abzulecken und kauerte auf den Hinterbeinen, zitterte und bewegte die Vorderbeine, als wolle er sich bedanken. Inzwischen blickten mindestens dreißig oder mehr Personen auf den jungen Mann, das Mädchen und den struppigen Hund. Nayn bückte sich halb, streichelte den Kopf des Tieres und sagte:

"Warum starrst du mich so an?"

Der junge Mann schob seinen Stuhl zurück und erhob sich halb.

"Du fütterst ein Tier. Einen Hund, der nicht einmal Fleisch gibt. Du bist nicht normal." Das eisige Gefühl verstärkte sich.

Nayn dachte an die Mission, den Mißerfolg und die Waffe im Gürtel.

"Ich bin normaler als du!" sagte sie. "Treffen wir uns heute?"

Er blickte sie verwirrt an. In seinem Gesicht arbeitete es.

"Ich weiß nicht. Du mußt krank sein. Nur Kranke haben Mitleid. Gesunde streicheln keine Hunde!"

Der Hund bellte durchdringend. Der junge Mann sah ihn an, dann packte er ihn am Fell im Nacken, riß den Arm hoch und warf den Hund durch die offene Tür. Das Tier überschlug sich in der Luft, prallte gegen die Glasscheibe und flog über die Brüstung. Man hörte ein Heulen, dann ein langgezogenes Wimmern und einen harten, krachenden Schlag. Das Wimmern riß ab.

"Du Schinder!" sagte Nayn. Sie stand langsam auf, holte aus und schlug zu. Sie versetzte dem Jungen eine Ohrfeige, die ihn schräg aus dem Stuhl riß, zwei Meter rückwärts schleuderte, mitsamt dem Möbel. Er brach über einem Tisch voller Geschirr zusammen. Das Klirren, seine Schreie und Flüche, der Aufschrei aus mehr als dreißig Kehlen und der berstende Tisch vermischten sich zu einem Geräuschorkan.

Von rechts hinten schrie jemand drohend:

"Packt sie! Sie ist krank!"

Nayn wußte, seit sie den Fuß auf diesen Planeten gesetzt hatte, daß sie stärker war als jeder Terraner. Sie stand auf, packte den Tisch und schleuderte ihn zehn Meter weit in die Richtung der lautesten Schreier. Dann ging sie zur Tür. Niemand hielt sie auf, aber bei jedem ihrer Schritte waren der Lärm lauter und die Flüche drohender geworden.

"Ruft die Polizei! Sie ist krank! Sie gehört weg!"

Sie hatte sich verraten.

Ausgerechnet ein Hund war schuld daran, daß ihre Tarnung zerbrochen war. Sie hatte sich und die drei ande-

ren in Gefahr gebracht. Aber ausgerechnet dieser Hund war der Auslöser gewesen.

Sie hatte die Tür erreicht, als sie bemerkte, daß niemand mehr saß. Alle waren aufgesprungen und standen hinter den Lehnen der Stühle und den Tischen. Aus dem Wirrwarr von Kuchenresten, Servietten, zerbrochenem Geschirr und Plastiktrümmern wuchtete sich der blonde Junge hoch und kam, ein Stuhlbein in der Hand, auf sie zu.

"Du bist krank", stammelte er und leckte sich das Blut von der Lippe. "Du bist wie dieser Schakal Reginald Bull. Und du willst dich mit mir verabreden. Ich kann nicht mit einer Kranken schlafen ..."

Er kam auf sie zu und schwang den Prügel über seinem Kopf. Nayn zog sich weiter zurück, aber sie wollte sich so teuer verkaufen wie nur irgend möglich. Sie sah ein, daß sie einen schweren Fehler gemacht hatte. Aber nun war es zu spät. Sie blieb zwischen dem Türrahmen stehen, duckte sich, und als der junge Mann mit haßverzerrtem Gesicht auf sie eindrang, handelte sie blitzschnell.

Der Knüppel sauste herab.

Sie fing das Handgelenk ab, drehte es um hundertachtzig Grad. Ein kreischender Schrei gellte durch den Raum. Dann packte sie den Jungen am Gürtel und am Hals und warf ihn mit einem wuchtigen Schwung auf den Servierwagen mit dem Gebäck. Die Robotmechanik jaulte überlastet auf, als der Wagen acht Meter über den Boden raste, dabei fünf Tische und zwölf Stühle zur Seite rampte.

Entsetzt sprangen die anderen Gäste zur Seite.

Der Wagen raste durch den Raum, schwang hin und her, und dann krachte er in eine riesige Kühlvitrine, auf der die dampfende Kaffeemaschine stand.

Ein langes, anhaltendes Klirren von zerschmettertem Glas. Das Krachen, mit dem Verdampferrohren rissen und aus den Verbindungen brachen. Die Kaffeemaschine wurde umgeworfen, eine riesige Dampf Wolke breitete sich aus und verbrannte die Umstehenden. Nayn drehte sich herum und setzte zu einem Fluchtversuch an. Dann sah sie, daß sie verloren hatte.

*

Der Uniformierte zuckte zusammen, als der Körper an ihm vorbeiflog, sich überschlug und einen Stock tiefer gegen einen vorbeifahrenden Lastengleiter geworfen wurde.

Der Polizist, durch zwei alarmierende Meldungen wachsam geworden, zog seinen schweren Dienstparalysator, stellte ihn ein und drehte sich langsam um. Er wollte sehen, wer dieses nutzlose Bündel Fell und Knochen durch die Luft geworfen hatte.

Als er erfaßte, was geschehen war, sah er bereits, wie ein junger Mann auf einem Wagen durch das Lokal schlitterte und die Theke demolierte. Der Polizist hob den Arm, zielte auf die junge Frau und ging langsam zurück. Sie kämpfte wie ein Tier. Die Schreie aus der Cafeteria schienen ihm zu beweisen, daß man sie als Kranke identifiziert hatte.

Als das schwarzhaarige Mädchen herumwirbelte, um zu fliehen, richtete er mit beiden Händen die schwere Waffe auf ihre Brust und drückte ab. Heulend fuhr der Lähmstrahl durch die Luft und schmetterte das Mädchen einen halben Meter vor der offenen Tür zu Boden.

Dann winkelte der Polizist den Arm an und rief nach einem Gleiter, der eine offensichtlich Kranke abholen sollte, die in einem öffentlichen Lokal für dreitausend Solar Schaden angerichtet hatte.

Er hatte Befehl erhalten, jeden Vorfall dieser Art so zu beenden, wie er es eben getan hatte.

"Wir kommen sofort. Das ist schon die zweite an diesem Tag", kam die Antwort aus dem Minikom.

Der Polizist war zufrieden. Er hatte nur getan, was seine Vorgesetzten ihm befohlen hatten.

5.

Jocelyn, der Specht, stand ruhig neben seinem Gleiter. Seine rechte Hand lag auf dem Dach des Spezialfahrzeugs. Hin und wieder vollführte der Finger einen rasenden Wirbel.

Jocelyn hatte alle seine technischen Möglichkeiten eingesetzt. Er hatte Funkkanäle angezapft, hatte stundenlang das kleine Polizeipräsidium beobachtet und wartete jetzt.

Aus Hunderten von verschiedenen Meldungen, Beobachtungen und Hinweisen hatte er sein Bild zusammengesetzt.

Bisher befanden sich zwei Mädchen hier im Präsidium.

Sie waren mit Paralysatoren niedergeschossen worden, und vor morgen früh würden sie nicht zu sich kommen. Er hatte also Zeit. Inzwischen wußte er, daß es nicht drei Mädchen und ein Mann waren, sondern vier junge Frauen. Die Jet, mit der sie diese Stadt angeflogen hatten, war durchsucht worden, aber man hatte bis jetzt nicht festgestellt, woher dieses Kleinstraumschiff kam.

Zweifellos nicht von Terra.

Jocelyn verfolgte einen Plan, der bis in die verzweigtesten Einzelheiten fertig ausgearbeitet war. Einen Teil der Innenräume kannte er bereits. Für ihn war es wichtig, die Stadt mit seiner Beute schnell verlassen zu können.

Jedenfalls hatten die Polizisten das Mosaik noch nicht zusammengesetzt. Sie sahen in den beiden Vorfällen kein System wie er. Sie hatten die beiden Festnahmen noch nicht weitergemeldet.

Jocelyn hob die Hand vom Dach der Maschine und stieg ein. Er mußte seinen Einsatz vorbereiten. Langsam schwebte der Gleiter an. Jocelyn dirigierte die Maschine bis in die Nähe des würfelförmigen Gebäudes und parkte in einer Seitenstraße. Im Augenblick gab es wenige Passanten hier; er würde ungestört arbeiten können. Er verwendete für diese Jagd einen Teil der Waffen und Ausrüstungsgegenstände, die er den beiden Saboteuren in New York abgenommen hatte.

Als die Schatten länger wurden, war er ein gutes Stück weiter. Er hatte drei winzige Spionsonden ausgesetzt, und jetzt ging er zurück in seinen Gleiter und schaltete die Bildschirme ein. Er kam gerade zurecht, um die Einlieferung der dritten Kranken zu beobachten.

*

Sie war verwirrt, aber sie zeigte es nicht.

Terfy Heychen, die Geningenieurin, kam sich in diesem Kaufhaus mehr als fremd vor. Sie entdeckte ununterbrochen Dinge und Gegenstände, an die sie sich erinnerte. Sie kannte fast alles von Bändern und aus den Unterlagen, über die man in Hildenbrandt City verfügte. Aber die Umgebung war aufregend und machte sie nervös. Sie hatte dieses Warenhaus besucht, weil sie nach dem langen Herumwandern in der Stadt müde war.

Das Essen war nicht wohlschmeckend, aber es sättigte. Sie hatte gezahlt, stand auf und schlenderte mit dem gleichen Tempo, in dem sich die anderen Besucher bewegten, hinüber zu dem futuristischen Bau des Treppenhauses. Das Warenhaus war von einer riesigen Klimaanlage versorgt; Musik, Licht und Farben, Teppiche und die Aufteilung der Räume schufen zusammen mit der Temperatur ein Klima, das den Kauf anregte. Aber dies galt nur für Terraner, nicht für die junge Frau mit dem rotblonden Haar.

Sie betrat die Treppe und ging abwärts. Sie wollte das Warenhaus verlassen. Bisher hatte sie sich weder verdächtig gemacht, noch hatte sie den geringsten Hinweis darauf entdeckt, wie sich ein Flüchtling mit der versteckten Organisation oder mit einem anderen "Kranken" in Verbindung setzen konnte.

Als sie das Warenhaus verließ, sah sie schräg gegenüber im Schatten eines Treppenvorsprungs den Schläfer.

Sie blieb stehen.

Dieser Mann dort ist unrasiert, trägt zerlumpte Kleidung und scheint ziemlich alt zu sein. Auf alle Fälle ist er ein Ausgestoßener.

Ich gehe zu ihm. Er wird mir eine Antwort geben können, die ich von keinem anderen bekommen kann. Vielleicht braucht er Geld oder Essen. Vielleicht habe ich Glück.

Terfy warf einen langen Blick aus ihren hellblauen Augen auf den Schläfer, der sich bewegte. Die Sonne strahlte auf die nackte Haut, die zwischen dem Rand der dreckigen Stiefel und der ausgefransten Hose sichtbar war. Ein Fuß begann zu zucken.

Niemand kümmerte sich um die mittelgroße Frau, die den Raum zwischen dem Kaufhausausgang und dem Winkel schnell durchquerte und neben dem Schläfer in die Hocke ging. Sie rüttelte ihn an der Schulter.

"He!" sagte sie. "Wachen Sie auf! Ich muß mit Ihnen reden."

Der Mann grunzte, dann schob er unendlich langsam einen Gegenstand in die Stirn, der so zerschissen war, daß Terfy nicht erkannte, ob es ein Hut war oder der Rest einer Mütze.

"Was wollen Sie?" murmelte er undeutlich.

Sie sah in ein altes Gesicht. Das Haar war grau und verfilzt, die Augen lagen in tiefen Höhlen. Der Bart wucherte, und als der Mann den zahnlosen Mund öffnete, wehte Terfy ein Geruch entgegen, der sie zurückschrecken ließ. Aber sie stand nicht auf, sondern fragte abermals:

"Haben Sie Hunger?"

Der Greis richtete sich halb auf und lehnte sich krächzend gegen die warme Hausmauer. Er starrte sie aus rotgeränderten Augen verständnislos an.

"Immer Hunger!" sagte er. "Alt und krank."

Sie rüttelte weiter an seiner Schulter,

starrte in die halbgeschlossenen Augen und sagte leise, aber eindringlich:

"Sie bekommen Geld von mir. Sie können sich Essen kaufen!"

Der Abglanz von schwachem Interesse erschien in dem verwüsteten Gesicht.

"Kaufen? Geld?"

"Ja", sagte sie und schaute sich um. Noch beachtete niemand die seltsame Gruppe. Es war auch nach etwa sechs Stunden Aufenthalt im inneren Stadtgebiet der erste und einzige Terraner in diesem Zustand, den sie entdeckt hatte. "Geld. Ich gebe Ihnen Geld, und Sie antworten mir."

Er streckte eine unglaublich verschmutzte und verschorfte Hand aus. Ein halber Finger fehlte.

"Bis jetzt versteckt. Sie bringen

mich ins Stummhaus", sagte er. "Vielleicht habe ich noch ein paar schöne Tage."

Mit zitternden Fingern zog Terfy einen Geldschein aus der Tasche und hielt ihn dem Greis hin.

Die klauenartig gekrümmten Finger schnappten mit der Geschwindigkeit einer Maschine zu.

Augenblicklich war der Zehnsolarschein verschwunden.

"Frag mich."

"Sind Sie gesund, oder sind Sie ein Kranker?"

Der Alte riß die Augen auf und schien zu begreifen, was sie wirklich wollte. Er stammelte:

"Ich bin einmal immun gewesen. Ein Kranker. Aber ich bin hier nicht mehr richtig. Ich weiß es nicht, wissen Sie?"

Er tippte zitternd an seine Stirn und senkte stöhnend den Kopf.

"Ich suche einen Immunen. Ich muß einen Immunen finden!" sagte Terfy leise. "Wo finde ich einen?"

"Keinen in dieser Stadt. Alle geflohen!" war die stockende Antwort.

"Geflüchtet? Wohin sind sie geflüchtet? Was muß ich tun, wenn ich auch flüchten will?" stieß Terfy hervor. Sie fühlte, daß sie dem Geheimnis ganz nahe war. Wenn es die anderen geschafft hatten, dann würde sie auch einen Weg finden.

"Sie haben die Stadt verlassen", sagte der alte Mann. Er schien sich mühsam zu erinnern.

"Wann?"

Stöhnend und mit schmerzverzerrtem Gesicht schob sich der Alte höher an der Wand herauf. Er zuckte kurz mit der rechten Schulter.

"Ich war damals noch viel jünger. Sie gingen in ein Schiff!" sagte er mühsam. Er keuchte, als er versuchte, sich aufzurichten. Terfy stand auf, griff nach den Armen des Greises und zog ihn in die Höhe. Zitternd und schwankend stand er da.

"Sie waren viel jünger?" erkundigte sich Terfy in steigender Verwun-

derung. Das konnte nur bedeuten, daß die letzten Immunen die Stadt vor vierzig Jahren verlassen hatten.

"Ja. Ich wollte auch flüchten. Aber ich kam zu spät. Ich habe mich immer versteckt. Bis heute."

"Bedeutet das, daß Sie sich vierzig Jahre lang hier versteckt haben?" fragte Terfy Heychen verblüfft. Der Mann legte einen zitternden Arm um ihre Schultern und nickte unaufhörlich.

Seine Kleidung verströmte einen unbeschreiblichen Geruch.

"Ja. Bringen Sie mich weg. Ans Meer, ja?"

"Ich kann nicht", erwiderte sie. "Wissen Sie nichts mehr?"

"Nein!"

Sie schleppten sich hundert Meter weit, entlang einer Schaufensterfront, bis in die Nähe der nächsten Querstraße. Terfy spürte das Gewicht des alten Mannes kaum, aber sie ekelte sich vor seinem Aussehen und vor dem Gestank. Dieses menschliche Wrack konnte ihr auch nicht helfen.

"Ein letzter Versuch!" sagte sie und blieb stehen. Sie packte den Alten an den Schultern und lehnte ihn gegen eine Säule. Sie zwang ihn, ihr in die Augen zu sehen.

"Ich muß flüchten. Ich bin eine Immune, eine Kränke im Sprachgebrauch dieser Zeit. Sagen Sie mir, wie ich flüchten kann. Ich muß zu den anderen Immunen, hören Sie? Zeigen Sie mir den Weg, alter Mann!"

Er atmete durch den Mund und nickte mehrmals.

"Ich habe gehört", begann er leise und stockend und machte eine lange Pause. "Ich hörte etwas. Sie haben sich mit den Polizisten geschlagen. Und nachdem man sie verhaftet hat, dann ..." Der Alte blickte an Terfys Kopf vorbei und zuckte zurück. Er beendete seinen Satz flüsternd.

"Dann hat man sie befreit, und sie verschwanden. Mehr weiß ich nicht. Die anderen sagen es."

Angst kam in sein Gesicht. Langsam drehte Terfy den Kopf und sah, daß zwei Polizisten, hinter denen ein Roboter schwebte, auf die Ecke zukamen. Die Männer musterten interessiert die beiden Gestalten, die zwischen den Säulen im Schatten standen.

"Sie kommen!" flüsterte der Greis. "Sie haben mich! Jetzt ist alles aus. Die Freiheit..."

Die Polizisten kamen schnell näher. Sie sahen jetzt das ungleiche Paar und waren verwundert. Ein Terraner, der sich mit einem menschlichen Wrack abgab, war verdächtig. Und außerdem war dieser Mann so alt, daß er sich nicht mehr in der Öffentlichkeit zu zeigen hatte. Er gehörte in ein Stummhaus.

"Halt!" rief einer der Polizisten. "Stehenbleiben."

"Ich kann nicht mehr fliehen", sagte der alte Mann gebrochen und lächelte schmerzlich.

Terfy verkrampfte sich. Die beiden Uniformierten kamen von rechts und links auf den Alten und sie zu. Der Robot hob die Waffenarme und schwebte an eine Position, von der aus er sämtliche Personen im Bereich seiner Linsen hatte.

"Ausweise!" sagte der ältere Polizist und deutete auf den Alten. Langsam griff er nach dem Paralyзатор und entsicherte ihn.

"Habe keinen. Seit dreißig Jahren!" sagte der alte Mann mit überraschend klarer Stimme.

"Ihren Ausweis. Kodenummer. Wohnung."

Der Polizist blickte Terfy an.

"Meine Ausweise sind im Mantel, und den habe ich in meiner Wohnung. Meine Kodenummer ist..."

Terfy nannte eine Zahlen- und Buchstabenkombination, deren Bedeutung sie aus den auswendig gelernten Unterlagen kannte.

Der Beamte sprach die Kombination in einen Recorder und murmelte:

"Wir prüfen das nach. Was tun Sie hier? Warum halten Sie Kontakt mit diesem Abschaum?"

Terfy hob die Schultern, blickte den Alten an, der ein glückliches Lächeln in seinem verwüsteten Gesicht trug, dann musterte sie die Polizisten. Ein unbehagliches Schweigen

entstand. Niemand rührte sich. Die Projektormündungen der Waffen deuteten auf die junge Frau. "Diesen Mann werden wir mitnehmen und der Verwaltung übergeben. Die Befehle lauten, daß diese Wracks in die Stummhäuser gebracht werden sollen."

"Geht in Ordnung", meinte der andere Polizist. "Das ist geklärt. Und Sie kommen ebenfalls mit, junge Frau. Warum arbeiten Sie nicht?"

"Weil... weil meine Arbeitszeit vorbei ist."

"Kommen Sie."

"Wohin?" fragte Terfy und dachte an die Waffe unter ihrem linken Arm.

"Zum Gleiter."

Der Polizist stieß dem Alten die Waffe in den Rücken und trieb ihn vorwärts. Nicht brutal und rücksichtslos, erkannte Terfy, sondern gleichgültig. Sie waren Befehlsempfänger und taten nicht mehr und nicht weniger. Der andere Polizist griff Terfy am Arm und schob sie in die Richtung des Gleiters, der neben dem Fußgängersteig geparkt war. Terfy schüttelte den Arm ab, erinnerte sich an ihre Kraft und wartete auf ihren Augenblick.

Sie ahnte, daß sie in der Polizeistation ihre wahre Identität würde verraten müssen. Es durfte nicht so weit kommen. Aber da war der Roboter, der schneller war als sie und die Polizisten zusammen.

Sie wartete. Niemand sprach ein Wort, nur der Alte lallte unverständliches Zeug. Einer der Polizisten blieb neben dem Gleiter stehen, der andere öffnete die Tür.

"Hi neinssetzen."

"Warum bringen Sie mich zur Station?" fragte Terfy ruhig, als sie auf dem Beifahrersitz saß.

"Weil Sie verdächtig sind, eine Kranke zu sein. Nur ein Kranker beachtet einen Ausgesetzten. Niemand sonst. Aber das werden wir im Präsidium klären können."

Terfy nickte. Sie beherrschte sich hervorragend, aber sie sah ein, daß sie nur noch eine kurze Frist hatte. Von dem Augenblick nämlich, in dem der Gleiter startete, bis zu der Sekunde, in der sie sich hinter den Mauern des Präsidiums befand.

Sie schätzte ihre Chancen ab, spannte ihre Muskeln an und handelte.

Ein Fußtritt schleuderte den Polizisten, der sich eben hinter das Steuer setzte, aus dem Gleiter und hinaus auf die Straße. Er überschlug sich, aber er fing seinen Fall kontrolliert ab. Der zweite Mann reagierte schneller und warf sich von hinten auf Terfy, aber ihr Ellbogen landete an seinem Kinn.

Der Gleitermotor heulte auf, die Maschine ruckte an und wurde nach vorn gerissen. Der Alte, der teilnahmslos neben dem Gleiterheck stand, wurde herumgewirbelt und ungerissen. Der zweite Polizist sackte zusammen, der Andruck preßte ihn in die Lehne.

Derjenige, der sich auf der Fahrbahn hochstemmte, gab eine Serie von Schüssen ab. Einer traf den Alten und schleuderte ihn wie ein nasses Bündel zu Boden. Der Robot hatte keinen Befehl und reagierte nicht. Ein zweiter Schuß lahmte den zweiten Polizisten.

Terfy rutschte in rasender Eile auf den Fahrersitz und griff in die Steuerung.

"Hinterher! Die Frau ist eine Gefangene! Halte sie auf."

Die Maschine schaltete und setzte

sich in Bewegung. Sie wurde immer schneller und raste schwebend hinter dem schlingernden Gleiter her.

Terfy steuerte mit einer Hand, mit der anderen riß sie die Türen zu. Der Gleiter wurde schneller, aber der Robot holte auf. Noch sah Terfy den Verfolger nicht, aber als der Gleiter in erheblichem Tempo aus der geraden Straße herausschoß und über einen unbekannten Platz fegte, wußte sie nicht mehr, wohin sie steuern sollte. Sie kannte die Stadt so gut wie überhaupt nicht.

Sie packte die Griffe, riß die Maschine herum und raste schräg über den Platz. Ein zufälliger Blick in den großen Rückspiegel zeigte ihr, daß der Polizeirobot sie verfolgte. Seine Waffenarme waren erhoben, die Projektoren zeigten auf sie.

Der Abstand betrug weniger als fünfzig Meter.

Der Gleiter wurde schneller, zog hoch und raste eine schräge Treppe aufwärts, und der Robot begann zu schießen. Er feuerte aus einem Strahler und aus einem Paralysator.

"Verdammt! Ich weiß nicht, wohin ich soll!" murmelte Terfy und steuerte, als der Gleiter mit einem gewaltigen Satz auf eine Brücke hinaufschob und weiterraste, nach rechts. Die Maschine fegte dicht über dem Boden dahin, eine lange Allee entlang.

Krachend schlugen die Strahlen in das Heck der Maschine. Der Polizist richtete sich mit glasigen Augen auf. Der Polizeiroboter schaltete in die nächsthöhere Geschwindigkeit und überholte den Gleiter. Sein Waffenarm schwenkte herum, die Zielvorrichtungen klickten, und eine Serie von schweren Paralysatorschüssen wurde ins Innere des Gleiters abgefeuert.

Terfy sackte über dem Steuer zusammen und berührte mit einer Hand den Hauptschalter.

Der Gleiter berührte den Boden, die Schnellbremse setzte ein, und die Maschine hielt binnen zwanzig Metern in der Mitte eines Platzes an. Der Robot drehte sich herum und stellte sich mit ausgerichteten Waffen direkt vor dem Bug auf.

Hundert Meter geradeaus befand sich das Polizeipräsidium. •

Auf einer Rampe saß unbewegt und unkenntlich hinter einer Sonnenbrille ein schlanker Mann mit schwarzem Haar und schmalen Hüften. Er betrachtete den Schluß der Aktion mit gespannter Aufmerksamkeit.

In der gleichen Sekunde betrat Nano Balwore den Platz.

Sie kam auf einer Fußgängerbrücke zwischen Scheiben, Säulen und Fenstern hervor, blickte schräg nach unten und sah den Gleiter und den Roboter.

Sie hielt an und blieb im Schatten.

Eine furchtbare Ahnung ergriff sie. Als aus dem Präsidium die Polizisten aus dem Portal rannten und mit gezogenen Waffen den Gleiter umzingelten, blieb sie im Schatten und rührte sich nicht. Sie wartete darauf, was jetzt geschah. Sie glaubte zu wissen, daß das rotblonde Haar über der Lenkung, das sie undeutlich erkennen konnte, zu Terfy Heychen gehörte. Sie sah den regungslosen Mann nicht, der wie ein Arbeiter im Halbschlaf wirkte.

*

Die Uniformierten rissen die Gleitertüren auf und zerrten Terfy heraus. Der starre Körper wurde auf eine Antigravbahre gelegt und in großer Eile in die Station gebracht.

Einer der Männer setzte sich ans Steuer und bugsierte den Gleiter zu der Einfahrt in die unterirdische Garage. Auch der Roboter schwebte weg und verschwand vom Platz. Nano hatte alles mit angesehen und

trat jetzt aus dem Schatten heraus. Sie blieb nach zwanzig Schritten stehen und legte die Hand an ihr Kinn. Sie begann zu überlegen.

Was konnte sie tun ?

Auf alle Fälle mußte sie versuchen, sich zu orientieren. Sie wußte, daß Terfy festgenommen worden war. Die zwei Mädchen, die sie noch auf freiem Fuß wähnte, würden am Abend ins Hotel zurückkehren. Sie mußten gewarnt werden.

"Ich werde jetzt nicht eingreifen!" flüsterte sie, drehte sich um und ging zurück.

Jocelyn beobachtete sie genau und zog seine Schlüsse. Dann ging er zu seinem Fahrzeug, schaltete Lautsprecher und Bildschirme der Spionsonden ein und sah zu, was die Polizisten im Innern des kleinen Stadtpolizeipräsidiums taten. Jetzt wußte er, daß er Erfolg haben würde. Aber er mußte die Nacht abwarten.

*

Nano Balwore duschte sich und hatte, während sie unter den Wasserstrahlen stand, diverse Funkgeräte eingeschaltet.

Sie stand mitten in ihrem Zimmer, trocknete sich ab und überlegte, was sie zu trinken bestellen sollte, als die erste der Meldungen zu hören war. Instinktiv hatte sie den richtigen Sender eingestellt.

Sie blieb regungslos stehen und hörte, daß im Lauf des Tages drei Kranke, zum Teil nach heftiger Gegenwehr, gefangengenommen worden waren. Die Untersuchung der mitgeführten Gegenstände hatte nichts ergeben. Die Verhöre würden morgen früh stattfinden.

"Alle drei! Nayn, Terfy und Marhola!" sagte Nano und wußte, daß sie einer Festnahme oder einer Entdeckung nur deswegen entgangen war, weil sie mit niemandem Kontakt aufgenommen hatte. Sie war lediglich durch die Stadt gegangen und hatte sich unaufhörlich neue Bilder eingeprägt. Aber auch sie hatte nichts gesehen und erfahren, was mit ihrer Mission in Verbindung zu bringen war. Sie wußte nicht mehr über die Fluchtorganisation der Immunen als vor der Landung.

Ich muß ihnen helfen. Ich muß sie herausholen! dachte Nano.

Sie zog sich an, suchte Waffen zusammen und bestellte ein Essen. Während sie sich stärkte, versuchte sie einen Plan zu fassen. Aber sie war noch immer unschlüssig, als sie einen Taxigleiter kommen ließ und zum Präsidium fuhr. Inzwischen war es neun Uhr abends.

Jetzt waren die Gänge und Gehflächen, die Räume zwischen den Häusern und die kleinen Plätze viel belebter als zu jeder anderen Tageszeit. Langsam ging Nano Balwore auf das Tor des Präsidiums zu. Aus der Dunkelheit löste sich eine Gestalt und kam auf sie zu. Ihr Kopf fuhr herum, und sie sah einen schmalen Mann mit schwarzem Haar.

"Ihre Kolleginnen sind dort drinnen, nicht wahr?" fragte der Mann ruhig und in sachlichem Tonfall. .

"Ja. Was soll die Frage?" fragte sie zurück. Es war das erste Gespräch mit einem Terraner seit der Landung, abgesehen vom Hotelpersonal.

"Ich helfe Ihnen, Ihre Freundinnen dort herauszuholen", sagte der Mann und lächelte kurz. Er stand regungslos neben ihr, dann blickte er hinüber zum Präsidium. Dort gab es nur noch hinter der Hälfte der Fensterflächen Licht. Eine Reihe Polizeigleiter stand vor dem Gebäude.

"Warum wollen Sie mir helfen?" fragte Nano. "Und woher wissen Sie von uns?"

"Ich bin Spezialist für schwierige Aufgaben und technisch dafür ausgerüstet. Sie haben allein keine Chance."

Sie schüttelte fassungslos den Kopf. Sie war größer als der Mann vor ihr, aber von dem Fremden ging eine unbestimmte Drohung aus. Gut, er war ein Mann, und sie hatte keine Erfahrung mit dieser Hälfte der Menschheit. Aber trotzdem spürte sie, daß er ein ebensolcher Kämpfer war wie sie.

"Keine Chance?"

"Nein. Denn Sie sind nicht von der Erde. Woher kommen Sie?"

Es mußte ein Immuner sein, denn Nano konnte sich nicht vorstellen, daß ein Kranker so sprach. "Von einem Mahlstromplaneten. Sie kennen den Namen nicht", erwiderte sie halb gegen ihren

Willen. "Wer sind Sie?"

"Ich bin Jocelyn, der Specht. Ich bin ein Mann, der unabhängig von den Gesetzen lebt. Kann sein, daß die Polizei mich ebenfalls so verfolgen wird wie Sie. Eines Tages. Soll ich Ihnen helfen?"

"Natürlich!" sagte sie fast vorwurfsvoll. "Aber wie gehen wir vor?"

"Das lassen Sie meine Sorge sein. Ich brauche alle vier Frauen, denn ich habe vor, mit Danton ein Arrangement zu treffen."

"Also gibt es doch eine Organisation der Immunen?"

"Es gibt eine Organisation der Kranken, ja. Aber wir verlieren Zeit. Wie dachten Sie Ihre Freundinnen zu befreien?"

"Ich habe keine Idee, wirklich!" sagte die junge Dunkelhäutige niedergeschlagen.

Sie ging langsam neben dem kleineren Mann her, auf einen Gleiter zu. Es war sehr merkwürdig. Sie vertraute ihm, obwohl sie ziemlich sicher war, daß es sich um einen Kranken handelte. Aber er war anders als alle anderen. Er hatte sie angesprochen, und er wußte alles. Er verfolgte einen bestimmten Plan. Auf alle Fälle würde er die drei Mädchen befreien, und sie würde ihm helfen. Dann

konnte man weitersehen.

"Wir müssen die Stadt verlassen!" sagte sie, als sie im Gleiter saßen und sie erkannte, daß das Instrumentenpaneel voller Spezialinstrumente war.

"Zweifellos. Ich habe für alles gesorgt. Es ist wichtig, daß wir schlagartig alle Polizisten außer Gefecht setzen. Und das wird in diesem Gebäude schwierig sein. Passen Sie auf."

Er sagte ihr, was zu tun war.

Dann warteten sie. Um Punkt drei Uhr nachts verließen sie den Gleiter und gingen auf das Gebäude zu, bogen davor ab und verschwanden in einer Seitenstraße. Jocelyns Schritte waren unhörbar, die Negerin schlich ihm nach. Plötzlich standen sie vor einer schmalen Tür.

"Warten!" sagte Jocelyn. Er hatte sich verändert in den letzten Stunden. Er bewegte sich wie eines der Raubtiere auf Ovarons Planet. Schnell, mit einer unheimlich erscheinenden Sicherheit und mit einer deutlichen Ökonomie der Bewegungen. Nichts, was er tat, war überflüssig. Jetzt preßte er einen halbkugeligen Gegenstand gegen das Schloß, drückte einen Schalter und murmelte:

"Zurücktreten."

Das kleine Gerät summte auf, dann ertönten scharfe, klickende

Laute. Als Jocelyn die Halbkugel zurücksteckte, schob sich die Tür langsam auf. Er winkte nach hinten, mit einigen Sprüngen befanden sie sich im Innern des Gebäudes. Die Tür schloß sich.

Jocelyn riß Nano am Arm zurück und flüsterte:

"Kommen Sie mir ab jetzt nicht mehr nahe. Ich trage einen Schutzschirm. Bleiben Sie hinter mir, decken Sie mir den Rücken. Die Mädchen sind unten im Keller. Wir aber müssen nach oben." "Verstanden."

Sie liefen durch dunkle Gänge, die nur von der Notbeleuchtung dürrtig erhellt wurden. Um Ecken herum, an vielen Türen vorbei, dann kamen sie ins Nottreppenhaus. Mit weiten Sprüngen jagten sie acht Stockwerke aufwärts und verhielten auf der obersten Plattform. Dieses Treppenhaus hatte Nano auf einem winzigen Schirm in Jocelyns Gleiter gesehen.

"Was jetzt?" flüsterte sie.

"Wir müssen in die Programmierzentrale der Exekutivrobots!" meinte er. "Ich suche eine Möglichkeit, Sie halten mir den Rücken frei. Verstanden?"

"Klar."

Hier oben befand sich kein einziger Polizist. Jocelyn zog seine Handschuhe straff und öffnete eine Tür nach der anderen. Nano blieb im ab-

zweigenden Korridor stehen und hielt den schweren Paralysator in der Hand. Sie lauschte auf jedes Geräusch, aber sie hörte nur die Bewegungen des mittelgroßen Mannes, die Geräusche aufgleitender Türen und der Klimaanlage. Dann flüsterte Jocelyn durch die halbe Dunkelheit:

"Herkommen!"

Sein Ton war hart und autoritär. Er war der typische Einzelkämpfer.

"Ich komme."

Sie lief unhörbar durch den halben Korridor und wurde von Jocelyn aufgehalten. Er deutete in einen Raum hinein und sagte:

"Ich habe zwanzig Minuten lang zu tun. Warten."

Der Schutzschirm, der kugelförmig um seinen Körper lag, schimmerte grünlich in der fahlen Beleuchtung. Jocelyn deutete in den Raum hinein. Hier befand sich ein mittelgroßes Programmierpult. Die Polizeiroboter waren zwar eindeutig programmiert, aber für besondere Einsätze konnte man ihnen auf einfache Weise zusätzliche Maximen eingeben oder sie für die Suche nach bestimmten Personen programmieren. Genau dies tat jetzt Jocelyn.

Er suchte sich vier Maschinen aus. Nummern und Bezeichnungen auf Leuchtplatten sagten aus, daß sich diese Roboter im Gebäude und in Einsatzfunktion befanden. Jocelyn war kein sonderlich geschickter Programmierer, aber er entledigte sich der nicht gerade einfachen Aufgabe auf hervorragende Weise.

Nach etwa einer halben Stunde waren vier Maschinen eindeutig programmiert. Nano stand im Rahmen der offenen Tür. Ihre Blicke gingen zwischen dem großen Glassitzfenster, dem Korridor und dem Zimmer hin und her. Niemand war aufmerksam geworden, niemand kam. Die Polizei dieses Jahrhunderts schien die Möglichkeit, daß Kranke in eine Station eindringen, als nicht

existent anzusehen.

Jocelyn stand auf und lief auf sie zu.

"Nichts?" fragte er.

"Nein. Alles ist ruhig. Hören Sie! Selbst wenn wir hier herauskommen! Wir müssen zu Roi Danton und seiner Organisation."

"Überlassen Sie das mir. Ist alles schon geplant."

"Gut."

Sie verließen dieses Stockwerk, schlichen zur Treppe und drangen dann in das siebente Stockwerk ein. Jocelyn leerte eine seiner Taschen und legte einige flache Gegenstände auf den Boden. Er versteckte sie in dunklen Ecken, schloß dann das schwere Schott und setzte wieder seinen halbkugeligen Apparat ein. Diesmal öffnete er die Tür nicht, sondern er schloß sie ab und zerstörte den Schloßmechanismus. Nano merkte von Minute zu Minute, daß dieser Mann ein hervorragender Könnler auf seinem Gebiet war, und außerdem besaß er Waffen oder Geräte, von denen die Polizisten offensichtlich nicht einmal träumten.

"Weiter."

Das nächtliche Gebäude war ruhig. Hier schliefen ein paar Einsatzpolizisten, dort arbeiteten die Reinigungsroboter, dort liefen Aufzeichnungsgeräte und nahmen Nachrichten und Meldungen aus anderen Teilen des Landes auf. Es war, als ob ein großes schlafendes Tier atmete. Der sechste Stock war Magazin und Materiallager. Auch das war bereits aus den Bildern der Spionsonden hervorgegangen. Jocelyn fing eine der winzigen Maschinen aus der Luft und schlich weiter, Nano eine halbe Treppe über ihm, nach unten. Der fünfte Stock mit der Einsatzzentrale und den Sitzungszimmern war leer. Im vierten Stockwerk befand sich das Quartier der Mannschaft. Nano fühlte sich plötzlich gegen die Wand gedrückt, und Jocelyns scharfe Stimme wisperte:

"Zwanzig Zimmer. Zehn auf jeder Seite des Korridors. In jedem Zimmer schlafen zwei Polizisten. Wenn wir Gas anwenden, merkt man es in anderen Bezirken des Hauses. Wir müssen sie paralisieren. Sie nehmen die rechte Seite, ich die linke. Wir geben uns gegenseitig Schutz."

"Jeder soll zwanzig Männer paralisieren?" fragte sie ungläubig, aber dann erinnerte sie sich an ihr Training und nickte langsam. "Verstanden?"

"Ja. Gibt es noch andere Räume?" "Toiletten und Aufenthaltsräume, einen Eßsaal und eine Robotküche. Sonst nur unwichtige Räume. Sie liegen alle am Ende des Ganges."

"Verstanden. Werden sie unten nichts merken?"

"Wenn sie etwas merken, dann liegt es an uns, sie kaltzustellen. Los jetzt."

Sie tasteten sich in den Korridor hinein, Nano ging auf die erste Tür auf ihrer Seite zu, Jocelyn auf die andere Seite. Dann sagte er kurz: "Jetzt!"

Nano riß die Tür auf, tastete mit der linken Hand nach dem Lichtschalter und schaltete das volle Licht in dem mittelgroßen Raum ein. Sie hob die entsicherte Waffe und sah zwei Gestalten, die sich unter dünnen Decken auf den Liegen befanden. Als sie das erstemal abdrückte, krachte der erste Schuß Jocelyns durch die Stille. Die Gestalt im rechten Bett bäumte sich auf, als der Strahl des Paralytators den zweiten Schlafenden traf. Wieder zuckte Nano Hand vor, löschte das Licht, schob die Tür zu.

Zwei weite Sprünge. Die nächste Tür krachte auf. Wieder heulten zwei schwere Entladungen auf und ahmten die Männer, noch ehe sie richtig aufgewacht waren. Jocelyn prang weiter. Die Schüsse hallten Korridor wider. Dann erneut das Zuschlagen einer Tür.

Nano Balwore merkte, wie ihr Körper ihr gehorchte. Er war ein Präzisionsinstrument, das hervorragend funktionierte. Sie war schneller als jeder andere und bewegte sich mit tänzerischer Leichtigkeit. Sie riß die vierte Tür auf, schaltete das Licht ein, feuerte einmal nach rechts und nach links, dann wiederholte sie die automatischen Griffe.

Plötzlich wurde die Tür des letzten Zimmers aufgerissen.

Ein halbnackter Mann, den Strahler in der Hand, sprang in den Gang hinaus und brüllte: "Alarm! Es sind Fremde in ...". Nano feuerte, während sie auf die nächste Tür zurannte, auf den Mann. Sie traf, aber ein Strahlerschuß zischte röhrend und heulend durch den Korridor und ließ den Bodenbelag aufflammen.

Der Polizist brach zusammen, Nano schoß die Männer im nächsten Raum nieder, und Jocelyn riß bereits die Tür des siebenten Raumes auf. Ununterbrochen dröhnten und heulten die Schüsse der schweren Lähmungswaffen auf. Wieder sprang ein Polizist aus einem der letzten Zimmer und wurde, noch ehe er zu schreien anfangen konnte, von Jocelyn zusammengeschossen. Die Sekunden vergingen rasend schnell. Die achte Tür, eine Gruppe von Polizisten, die in der Mitte des Korridors übereinanderfielen und liegenblieben, lange, orangefarbene Feuerstrahlen, aber noch immer nicht das Heulen der Sirene oder ein ähnliches Geräusch.

Dann drehten sich die beiden Eindringlinge herum, warfen sich in die letzten Räume hinein und feuerten auf alles, was sich bewegte. Jocelyn, der die Anlage genauer studiert hatte, riß nacheinander die Türen zu allen anderen Räumen auf, aber ausnahmslos waren sie leer.

"Hierher!" sagte er scharf.

Sie hatten noch das Dröhnen der Echos in den Ohren. Vierzig Männer befanden sich hier. Sie alle waren für rund zwanzig Stunden gelähmt und konnten in den Kampf nicht mehr eingreifen. Sie waren als Gegner ausgeschaltet.

"Unten sind acht Männer!" sagte Jocelyn. "Ich hoffe, sie haben nichts gemerkt."

"Eine übertriebene Hoffnung!" erwiderte Nano. Sie standen vor dem Antigravlift, der direkt in

die Aufnahmezentrale hineinführte.

"Sie werden jedenfalls einen Alarm nicht weitergeben. Wir brauchen eine bestimmte Zeitspanne. Los, nach unten!"

"Ja."

Nebeneinander schlangen sie sich in den düster glühenden Schacht und sanken abwärts. Neben ihm zischte seine Stimme fast unhörbar:

"Du die rechte Seite, ich links. Sofort auf alles feuern, was sich bewegt. Verstanden?"

Sie nickte und kontrollierte die Einstellung ihrer Waffe.

"Ich habe verstanden."

Sie schwebten abwärts. Nanos Muskeln spannten sich. Sie ahnte, daß der Lärm nicht so groß gewesen war. Vielleicht hatten die Polizisten, die im Erdgeschoß arbeiteten oder Wache hielten, tatsächlich nichts gehört. Jedenfalls war kein Alarm ausgelöst worden.

"Nicht mehr als acht Männer?" fragte Nano unruhig. Ihr war jetzt jede Möglichkeit zum selbständigen Handeln genommen worden. Jocelyn bestimmte jeden Schritt. Aber wenn es ihr half, die drei Freundinnen freizubekommen...

Jocelyn zischte:

"Ich nach links. Los!"

Sie erschienen vor der Öffnung des Abwärtsschachts, griffen nach den Bügeln und sprangen in zwei Richtungen in den Raum hinein. Der Antigravschacht endete hier auf einer niedrigen Plattform. Noch während Nano sprang, erfaßten ihre Augen den großen Saal. An acht verschiedenen Plätzen saßen, standen oder hockten Polizisten. Einige rührten sich nicht, so daß es aussah, als schliefen sie. Der Mann, der sieben Schritte vor ihr vor einem Karteschrank stand, blickte sie überrascht an und bekam den Lähmschuß in den Kopf. Nano wirbelte herum und hörte von der anderen Seite kurz nacheinander drei Schüsse.

Sie feuerte auf einen Polizisten, der aus dem Sessel hechtete und nach seiner Waffe griff. Er zuckte in der Luft zusammen und krachte auf den Boden. Ein dritter Polizist hob beide Arme, als er die zwei Eindringlinge sah. Im Vorbeilaufen schoß Nano ihn nieder. Sie drehte den Kopf nach rechts und links, aber sie sah wirklich nur acht Männer. Wieder dröhnte ein Schuß auf. Alles war innerhalb der Zeit von fünf Sekunden geschehen. Ein Polizist, der über dem Schreibtisch mit ausgebreiteten Armen lag und schlief, hob den Kopf und wurde aus dem Sessel gerissen, als Nano auf ihn feuerte.

Sie erreichte das Schalterpult und drückte einen Schalter.

"Ausgezeichnet!" sagte Jocelyn hinter ihr. "Her zu mir."

Langsam veränderte sich die Struktur aller Scheiben, die in die Richtung der Straßen und des Platzes Ausblick erlaubten. Sie wurden trübe und milchig und machten es innerhalb von fünfzehn Sekunden jedem unmöglich, in den Raum hineinzublicken.

Jocelyn gab Nano sieben schwarze Würfel, die nicht mehr als vier Zentimeter Kantenlänge hatten.

"Draußen stehen Polizeigleiter. In jeden Gleiter einen Würfel werfen, dann kommst du sofort wieder her."

"Selbstverständlich", hörte sie sich sagen, dann rannte sie durch das offene Portal nach draußen.

Sie sah nicht, was Jocelyn tat.

Sie blieb in der offenen Tür stehen und sah sich um. Nirgendwo waren Lichter eingeschaltet worden. Niemand befand sich auf dem Platz. Ein Alarm oder ein Geräusch, das man hätte als Alarm auffassen müssen, war nicht zu hören. Nur dort, wo sich die gerade Straße gabelte, sah sie das Licht großer, abgeblendeter Scheinwerfer.

6.

Jocelyn, der Specht, ließ seinen Blick über die acht zusammengebrochenen Männer gehen, dann legte er die Hand auf das Pult des Funkgeräts. Wieder hämmerte sein Finger einen rasenden Wirbel. Jocelyn schaltete sein Schutzfeld ab, nahm aus seiner Brusttasche eine winzige Bandkassette und führte sie in das Funkpult ein. Anschließend nahm er an der Maschine einige Änderungen vor und drückte den Startknopf. Eine Zeituhr lief an. In einer bestimmten, vorgegebenen Zeit würde der Sender dieser Polizeistation in Verbindung mit anderen Großsendern eine Meldung abstrahlen.

Eine Meldung an Roi Danton. Jocelyn bewegte sich ein zweites Mal. Er wechselte über zu einem zweiten Pult und drückte die Kontaktplatten für vier Spezialrobots. Die Maschinen schwebten bereits aus ihren Kammern in den Raum hinein, als er sich umdrehte.

"Du bleibst hier. Du bist programmiert!" sagte er zu der ersten Maschine.

"Jawohl!" summte sie.

"Du, du und du. Ihr kommt mit mir!"

Die Maschinen folgten ihm im Gänsemarsch, als er in den Hintergrund des Raumes ging und dort eine lange, dunkle Rampe hinunterlief. Er hielt den Impulsschlüssel in der Hand. Er hielt sich nicht damit auf, die Zellen zu suchen; er kannte die Räume, in denen die Mädchen lagen. Dreimal schloß er auf, dreimal schoben sich die gesicherten Türen zur Seite, das Licht schaltete sich automatisch ein.

Er dirigierte die Roboter.

Die Maschinen schwebten in die Zellen hinein. Ihre Arme und Hände ergriffen die schlaffen, bewegungslosen Körper und betteten sie auf eine Art Sitz, die in den Robotkörper integriert waren. Um die Handgelenke preßten sich breite, gefütterte Metallbänder, ebenso über die

Fußknöchel, die Hüften und die Brust. Aus dem Vorderteil der Robots klappte ein Helm, der einerseits verhinderte, daß der Gefangene etwas sah, andererseits es dem Gefangenen unmöglich machte, zu schreien. Der Helm ließ keinerlei Schall nach außen durch. Jocelyn wartete, bis die drei Maschinen ihre Arbeit beendet hatten und summend außerhalb der Zellen schwebten.

"Vor dem Gebäude steht ein Gleiter. Schwebt in die Ladefläche und wartet dort, bis ich andere Befehle erteile."

"Verstanden."

Die Maschinen drehten sich und schwebten aus dem Zellentrakt hinaus, die Rampe hinauf und taten genau das, was Jocelyn ihnen befohlen hatte. Jocelyn blieb kurz in dem Zentralraum stehen und sah Nano in die Augen.

"Ich bin Jocelyn, der Specht. Ich bin ein Outsider", sagte er leise, aber mit großer Härte.

"Ich bin aus ganz anderen Gründen an euch interessiert, als du glauben magst." Er winkte dem vierten Roboter.

"Nein!" keuchte Nano auf. "Nein! Das können Sie nicht machen!"

Jocelyn bückte sich, hob Namos heruntergefallenen Strahler auf und steckte ihn in seinen Gürtel. Dann

wandte er sich, ohne Nano zu beachten, an den Roboter und erklärte:

"Folge den drei Maschinen. Schließt die Ladetür."

"Verstanden."

Die Maschine verließ mit Nano den Saal. Seit dem Zeitpunkt, an dem Jocelyn die Hintertür geöffnet hatte, waren weniger als fünfzehn Minuten vergangen. Er packte noch einige Taschen seines Kampfanzugs aus, dann verließ er das Präsidium und blieb vor dem riesigen Expresgleiter stehen, einem Fahrzeug für schnelle Langstreckentransporte. Auf den Flanken der Maschine standen die Insignien der Polizei. Jocelyn hatte die Robotautomatik dieses Gleiters in der vorhergegangenen Nacht programmiert. Jetzt schwang er sich in den Fahrerstand, drückte mehrere Schalter und gab über Funk seinem eigenen Gleiter den Befehl, dem schweren Transporter zu folgen.

Die Maschine schwebte los, wurde schneller und raste durch die leere Stadt in Richtung des Strandes.

Jocelyn breitete, sobald er die Stadtgrenze hinter sich gelassen hatte, sein Instrumentarium aus und kontrollierte den Erfolg seiner Aktion. Hinter ihm, in der Ladekabine, befanden sich die vier Mädchen von dem unbekannten Planeten. Er lächelte kalt, als er seinen eigenen Funkspruch auffing. Dann drückte er einen Schalter. Der Schalter aktivierte eine Serie von ultrakurzen Funkbefehlen.

Um die Polizeistation war der Teufellos.

Fast gleichzeitig detonierten zwanzig Bomben rund um das Gebäude. Sie legten einen dichten Vorhang aus Rauch und Flammen um das würfelförmige Gebäude. Jede Maschine und jedes Gerät, das Jocelyn und Nano während ihrer Aktion benutzt hatten, ging in Flammen auf.

Hochtemperaturbrandsätze vernichteten die Maschinen. Die Polizei gleiter detonierte krachend. Ihre glühenden Fetzen wirbelten über den Platz und setzten den dürren Rasen in Brand. Und innerhalb der Polizeistation strömte Spezialgas aus, das folgendes bewirkte: Die bewußtlosen Polizisten würden viel länger bewußtlos bleiben, ihre Erinnerungen würden, wenn sie wieder klar denken konnten, mehr als wirr sein. Jocelyns Spuren waren verwischt.

*

Nano Balwore wußte, daß sie abermals in eine Falle gelaufen war. Aber für sie bestand nur dann Lebensgefahr, wenn die Polizei diesen schnellen Gleiter verfolgte.

Sie war in den Raum hineingelaufen, nachdem sie die Zünder in die Gleiter geworfen hatte. Ein Roboter schwebte auf sie zu. Die Maschine handelte plötzlich mit atemberaubender Geschwindigkeit. Stählerne Arme entwarfen sie. Ihre Gegenwehr nützte nichts; die Kräfte des Robots waren weitaus größer als ihre.

Klammern legten sich um ihre Gelenke, nachdem die Maschine sie in eine Art Sitz gerissen hatte. Zwei Sekunden später war sie gefesselt und regungslos an den Körper der Maschine gepreßt. Eine wahnsinnige Angst erfüllte sie; Jocelyn war kein Immuner, sondern ein Kranker. Ein Kranker, der sich von allen anderen unterschied. Ein hochbegabter Gangster, denn er bekämpfte die Polizei ebenso wie jede andere Gruppe. Er war ein Einzelgänger.

Sie waren vor der Polizei gerettet worden.

Sie befanden sich in der persönlichen Macht eines Outsiders.

Und offensichtlich hatte sich der Outsider mit Roi Danton in Verbindung gesetzt. Das konnte nur bedeuten, daß sie Geiseln oder Tauschobjekte waren. Die drei Freundinnen waren noch immer bewußtlos, sie allein konnte nachdenken. Sie merkte, daß der Gleiter immer höher ging und immer schneller wurde.

Was würde geschehen, wenn sie landeten?

Wo landeten sie?

Sie zermartete sich den Kopf, aber ihr fehlten jegliche Informationen. Irgendwann schlief sie ein, aber sie schreckte immer wieder hoch.

*

Die ausgedruckte Meldung, die vor Roi auf dem Tisch lag, trug das Datum vom 9. September des Jahres. Vier Uhr morgens.

Roi las automatisch, dann hob er den Kopf und fragte entgeistert:

"Wie ist das gekommen? Wer hat es aufgefangen?"

Der Bote wußte es. Er führte aus:

"Wir haben alle möglichen Abhörstationen. Die Meldung wurde vor einigen Minuten über Normalfunk aufgefangen. Merkwürdigerweise auf der Polizeiwelle. Einpeilung ergab die Gegend südlich von New York. Er ist, wie Sie sehen, direkt an Sie gerichtet."

"Zum Teufel. Das kann natürlich eine Falle sein. Aber wir müssen uns nicht sofort entscheiden. Machen Sie auf alle Fälle ein Boot bereit. Suchen Sie eine Mannschaft. Sie kennen das Risiko so gut wie ich."

"Geht in Ordnung, Sir. Ich melde mich, wenn wir ein Team haben."

Roi las den ganzen Text noch einmal.

Ich bin ein Outsider und habe vier Immune lebend in meiner Gewalt. Nach meinen Informationen landeten sie mit einer Jet und kommen von einem Mahlstromplaneten.

Ich schlage Ihnen, Roi Danton, folgenden Tausch vor: Diese vier jungen Frauen gegen einige Ausrüstungsgegenstände, die ich normal keineswegs beschaffen kann. Ich benötige einen Lemur-Vier-Schutzschirm und einen der besten Mikrogravitatoren, den Sie haben. Ich melde mich wieder. Jocelyn, der Specht."

Roi stieß einen langen Pfiff aus. Dann stand er auf und ging hinüber zu Reginald Bull. Bully brauchte einige Zeit, bis er richtig wach war, aber dann las er den Funkspruch mit ständig wachsender Aufmerksamkeit und Besorgnis.

"Was hältst du davon?" fragte Roi ungeduldig.

Zu seinem maßlosen Erstaunen erklärte Bull:

"Ich kenne diesen Mann. Ich habe dir genau erklärt, was es mit den Outsidern auf sich hat. Ich kenne eine Jagd, die Jocelyn auf einen Berufssaboteur der Gruppe 'Regeneration' unternommen hat. Der Mann ist kein Schwätzer. Was er sagt, ist richtig. Aber wer sind die vier Geiseln?" Ratlos zog Roi die Schultern hoch und schüttelte den Kopf.

"Keine Ahnung. Wir müssen warten, bis er sich wieder meldet. Mit Sicherheit kein zweites Mal über Polizeifunk, denn dann jagen sie ihn. Das wird er nicht wollen."

"Sicher nicht. Warten wir. Was würdest du vorschlagen?"

"Ich habe bereits ein Team zusammenrufen lassen. Wenn etwas wahr daran ist, können wir uns am Ufer treffen. Wir haben schnelle Unterseeboote für solche Einsätze."

"Verdammt gefährlich. Ich habe während meiner Regierungszeit mit allen möglichen Leuten zusammengearbeitet, mit deren Hilfe ich euch jagte. Von allen ist Jocelyn, der Specht, eine sehr erstaunliche Person. Wenn es gelänge, ihn gesunden zu lassen, dann hättest du einen Einzelkämpfer von beträchtlicher Qualität. Aber diese Überlegungen sind müßig."

"Gut. Warten wir also."

"Es bleibt uns nichts anderes übrig."

Einige Stationen der riesigen Lemurerstadt Porta Pato erwachten langsam. Die Mitglieder eines Einsatzteams besetzten ihre Stationen. Ein kleines, aber schnelles Unterseeboot wurde klagemacht. Bei aller Wahrscheinlichkeit, daß dieser Funkspruch etwas zu bedeuten hatte, blieben erhebliche Zweifel an der Person des Outsiders und an seinem Angebot. Die Gegenstände, die er verlangte, waren nicht anders als kostbar zu bezeichnen.

Eine Stunde später flammte in Dantons Büro der Bildschirm auf. Ein Sprecher der Nachrichtenabteilung sagte alarmiert:

"Sie kennen die Notwelle Vierzehn. Sie ist computerverschlüsselt und zerhackt. Wir haben sie im letzten Monat nur dreimal benutzt. Jemand hat den Kode geknackt."

"Wer?"

Der Ortungs- und Funkfachmann sagte:

"Dieser Outsider. Jocelyn, der Specht. Hier ist die Meldung. Ich fahre das Band ab."

Auf dem Bildschirm erschien, von einem Handscheinwerfer mühsam erhellt, ein kleiner Raum. Das Bild zeigte junge Frauen, die sich im Fesselfeld terranischer Polizeiroboter befanden. Die Stimme sagte dazu:

"Dies ist Marhoza el Fataro. Sie ist die Regierungschefin eines Planeten, der laut Auskunft Ovarons Planet heißt. Die Koordinaten wurden mir nicht preisgegeben. Das hier ist Terfy Heychen, ebenfalls aus der Gruppe, Regierungsangehörige. Bei der dritten Gefangenen handelt es sich um Nayn-Tai bary, eine Chefmedizinerin. Diese Frau hier ist Nano Balwore, von der ich die Informationen habe. Ich befreite diese vier Mädchen aus der Gewalt der Polizei von Miami, Second Jacksonville.

Ich habe Ihren Kode brechen können, halte trotzdem den Kontakt kurz. Mein Vorschlag für den Treff-

punkt: das Atoll, an dessen Strand die Organisation vor genau neun Tagen drei Flüchtlinge mit dem Motorsegler ARCTURUS aufgenommen hat. Ich melde mich nicht mehr. Treffpunkt am 10. dieses Monats, genau sechs Uhr früh.

Ende."

Auch das Bild wechselte, zeigte einen Ausschnitt eines Verbindungsgangs und dann den Ausblick aus der Kabine eines Gleiters, der hoch über den Wolken dahinraste. Dann endete die

Funkbotschaft.

Roi schloß die Augen und dachte nach. Dann drückte er auf einen Schalter und war mit Reginald Bull verbunden.

"Komm bitte zu mir herüber. Wir müssen beraten, was zu tun ist. Überraschende Neuigkeiten haben sich ergeben."

"Eine Sekunde."

Binnen kurzer Zeit war ein Stab von Fachleuten versammelt. Immer wieder lief das Band über die Bildschirme. Die Analyse dauerte nicht lange. Und mitten in den Beratungen sagte einer der Fachleute:

"He! Dieser erste Name! Wir haben einen Professor el Fataro hier. Er ist der Spezialist, der die PHARAO entdeckt hat. Holt ihn her, schnell!"

Sie weckten ihn auf und holten ihn. Nachdem das gesamte Funkband abermals durchgelaufen war, sagte der Professor mit stockender Stimme:

"Meine Frau Aleah war schwanger, als sie vor vierzig Jahren an Bord eines Transporters ging. Das war in Terrania City. Ein Major Kernot Hildenbrandt begleitete die Aussiedler. Über zweitausend Frauen und Kinder in zwei Transportern. Wenn das Mädchen dort etwa vierzig Jahre alt ist, dann bin ich sicher, daß es meine Tochter ist."

Roi warf ihm einen langen Blick zu. Der Mann, dessen Innerstes aufgewühlt war, zuckte hilflos mit den Schultern.

"Warum wissen Sie das so sicher, Professor?" erkundigte sich Bull mitfühlend.

"Wir haben ausgemacht, Aleah und ich, daß eine Tochter den Namen Marhola bekommen sollte. Es gab in unserer Ahnenreihe einmal eine berühmte Wüstenreiterin dieses Namens. Marhola. Das ist meine Tochter."

"Wissen Sie, auf welchen Planeten der Transport ging?" fragte Bull.

"Ja. Ovarons Planet. Dreieinhalbtausend Lichtjahre entfernt. Ich weiß es genau. Wir sprachen kürzlich erst davon."

Roi nickte und lächelte kurz, dann wandte er sich an den Unterwasserkapitän und sagte deutlich:

"Nehmt die beiden Tauschobjekte, testet sie und steigt in die LEMUR WHALER. Ihr kennt die Insel. Sämtliche Schutzmaßnahmen. Eilt euch, sonst erreicht ihr den Treffpunkt nicht mehr. Bringt die Mädchen hierher. Aber auf keinen Fall den Outsider."

"Verstanden. Wir können in zehn Minuten ausschleusen."

"Dann tun Sie das."

Sie würden nicht in die Falle gehen, wenn diese Aktion von den Behörden der Kranken gestartet worden war. Auch damals, als sie die Flüchtlinge geholt hatten, war ein beträchtlicher Sicherheitsaufwand getrieben worden. Aber innerlich war Roi überzeugt, daß dies eine Aktion des Außenseiters war.

"Und dokumentiert die Übergabe!" rief er dem Kommandanten nach. "Und ... hier ist noch ein Passagier. Ich denke, Sie werden es vorziehen, Ihre Ungeduld an Bord der WHALER zu zeigen, Professor ..."

El Fataro sprang auf und rannte zum Schott.

"Danke, Sir! Eine ausgezeichnete Idee. Aber das gibt einige Schwierigkeiten. Meine Tochter hat mich noch niemals gesehen."

Bull lachte kurz und versicherte:

"Sie haben Ihre Tochter auch nicht gesehen, nicht in Wirklichkeit, meine ich. Ich bin froh, daß es so gekommen ist, denn jetzt werden wir alles über Ovarons Planet erfahren."

*

Eines der vielen Atolle der Südsee. Nicht größer als ein Quadratkilometer, von Korallenriffen umgeben, mit langem, weißen Strand. Der schwere Gleiter stand mit deaktivierten Robots zwischen den sturmzerzausten Palmen des kleinen Waldes. Das zerschlagene und salzüberkrustete Wrack des alten Motorseglers hob und senkte sich in der Dünung.

Jocelyn saß im Schatten seines eigenen Gleiters, hielt einen langläufigen Strahler im Arm und wartete.

Unten am Strand badeten und sonnten sich die vier Mädchen. Er konnte sie binnen fünf Sekunden mit gezielten Schüssen lahmen, falls sie einen Fluchtversuch machen sollten.

Die beiden Gegenstände, die er verlangt hatte, würden ihm für die nächsten Jahre eine Überlegenheit sichern, die über das bisher gekannte Maß weit hinausging. Pünktlich fünf Minuten vor der ausgemachten Zeit erschien genau vor der Einfahrt zur Lagune der Turm eines Unterseeboots.

Jocelyn legte an, zielte, dann gab er in Sekundenabständen drei Strahlschüsse ab. Zwischen dem Turm und dem Strand erschienen an derselben Stelle dreimal Dampfwolken. Ein deutliches Signal.

"Waffenstillstand!" murmelte er,

aber er schaltete sein Abwehrfeld

ein, als er aufstand und zum Strand

hinunterging. Die Mädchen, die genau wußten, daß sie ausgetauscht

werden sollten, liefen dem Schlauchboot entgegen, das im Turm ausgeschleust wurde und mit summendem Motor dem Sandstrand entgegensteuerte.

Zehn Minuten später lagen zwei lange Kisten auf dem Strand.

Fußspuren führten ins Wasser.

Der Strand war leer, das Boot verschwunden, und Jocelyn hatte, was er wollte. Die Beute war von unschätzbarem Wert. Möchten diese Kranken tun, was sie wollten; er würde seine einsamen Jagden weiterhin durchführen. Und ab jetzt mit noch besserer Beute. Er dachte flüchtig an das Mädchen, das in seiner Wohnung auf ihn wartete. Wie er ungesehen zurückkam, war sein Problem, aber in fünf Stunden konnte er bei ihr sein.

ENDE

Sie erhofften sich Hilfe von Terra – doch man begegnete ihnen mit Haß und Mißtrauen und begann sie gnadenlos zu jagen und zu verfolgen ... Über das weitere Schicksal der Delegierten von Ovarons Planet auf Terra berichtet H. G. Francis im nächsten Perry-Rhodan-Band. Der Roman erscheint unter dem Titel:
FLUCHTPUNKT OVARONS PLANET